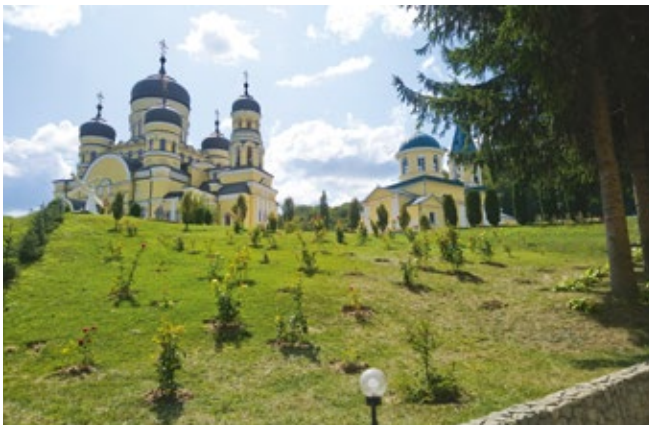




Wir wünschen unseren Lesern und allen Freunden des Bessarabiendeutschen Vereins einen entspannten, gesunden und erholsamen Sommer!



Wo echte Reisen im Moment noch schwierig sind, genießen Sie diese wunderschönen Impressionen aus Bessarabien und begleiten Werner Schabert auf eine virtuelle Reise in die alte Heimat ab Seite 5. Bilder: Werner Schabert

AUS DEM INHALT:

	<i>Wir sind durch die Hölle gegangen... Die Jahre 1943–1946</i>	<i>Seite 15</i>
<i>Kulturtag 2020 in Stuttgart</i>	<i>Universität Dorpat und deutsche Siedler im Zarenreich</i>	<i>Seite 20</i>
<i>Nach 75 Jahren Familie gefunden</i>	<i>Die Entstehung der Lutherischen Kirche in der Ukraine Teil 2</i>	<i>Seite 22</i>

INHALT:

VEREINSLEBEN / VERANSTALTUNGEN

- Verbunden sein – Kulturtag 2020 in Stuttgart..... 3
 Eröffnung der Dauerausstellung im Siedlungsdoppelhaus
 im Rahmen des Bauprojektes „Königsberger Straße“ im
 Freilichtmuseum Kiekeberg 3
 Absage Herbsttreffen 2020 in der Mansfelder Region 4
 Absage der Reise nach Hirtenheim..... 4
 Einladung zu einer virtuellen Reise nach Bessarabien
 – 1. Etappe 5

GESCHICHTE UND KULTUR

- Nach 75 Jahren Familie gefunden..... 8
 Wassereimer und Brunnen 9
 Am Schwarzmeerstrand..... 9

LESERBRIEFE

- Nochmals Bessarabische Toleranz 10
 Toleranz – oder vielleicht doch nicht? 10
 Was wussten wir damals?..... 11

KONTAKTE ZUR FRÜHEREN HEIMAT

- „Deutsche Kolonisten am Schwarzen Meer“ 11

HEIMATGEMEINDEN

- Lichtental: Aktuell 12
 Lichtental: Historie 13

BILDER DES MONATS AUGUST 2020..... 14

DOBRUDSCHADEUTSCHE

- Wir sind durch die Hölle gegangen ...
 – Die Jahre 1943–1946 15

BÜCHER

- Klöstitzer Familiengeschichte aus der Lagerzeit
 in Thüringen..... 19

ÜBER DEN TELLERRAND

- Universität Dorpat und deutsche Siedler
 im Zarenreich 20

KIRCHLICHES LEBEN

- Die Entstehung der Lutherischen Kirche
 in der Ukraine – Teil 2..... 22
 Der Monatsspruch für August 2020..... 23

FAMILIENANZEIGEN / IMPRESSUM 24

TERMINE 2020

Die in **rot** markierten Termine müssen leider Corona-bedingt ausfallen.

- seit 25.06.2020 Dauerausstellung Königsberger Straße
30.08.2020 Kaffeemittag der Bessarabien- und
 Dobrudschadeutschen des KV Heilbronn,
 14.00 Uhr, Kleintierzüchterheim in
 Brackenheim-Botenheim, Michaelsberger Weg
26.09.2020 Mansfelder Treffen, Schloß Mansfeld in
 Mansfeld
 26.09.2020 Gnadentaler Jahrestreffen um 14.00 Uhr im
 Gasthof „Traube“, Hanweiler bei Winnenden
 04.10.2020 8. Bessarabische Zusammenkunft in Berlin
 10.10.2020 Hauptversammlung und Kaffeetreff
 Kreisverband Backnang, evangelisches
 Gemeindehaus, Großaspach
 10.10.2020 Dobrudschatreffen in Freyburg/U.
11.10.2020 Heimattreffen Lichtental in Kirchberg
 a. d. Murr
 18.10.2020 Kulturtag, ab 10.30 Uhr, im Haus der
 Bessarabiendeutschen in Stuttgart, Thema:
 Neue Heimat finden in Deutschland
 13.–15.11.2020 Herbsttagung in Bad Sachsa
 17.11.2020 Besen Möhle, Kreisverband Backnang,
 ab 13.00 Uhr, in Allmerbach a.W.

Die Geschäftszeiten des Bessarabiendeutschen Vereins

Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart:

Mo – Fr: 10.00 – 12.15 Uhr und 13.15 – 17.00 Uhr
 Tel. 0711/440077-0, Fax 0711/440077-20

Öffnungszeiten des Heimatmuseums:

Montag bis Freitag, jeweils 10.00 – 17.00 Uhr,
 an Wochenenden für Gruppen nach
 telefonischer Vereinbarung

Wir freuen uns über Einsendungen unserer Leser,
 Artikel ebenso wie Leserbriefe. Leserbriefe geben die
 Meinung der Leser wieder, nicht die der Redaktion.
 Kürzungen müssen wir uns vorbehalten.
 Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

IHRE REDAKTION.

Die nächste Ausgabe des Mitteilungsblattes
 erscheint am 3. September 2020
 Redaktionsschluss für die September-Ausgabe
 ist am 15. August 2020

Redaktion: Anne Seemann
 Im Auftrag des Bessarabiendeutschen Vereins e. V.

Verbunden sein – Kulturtag 2020 in Stuttgart

Verbunden sein – das ist uns in unserem bessarabiendeutschen Verein sehr wichtig. Deswegen treffen wir uns zu Begegnungstagen, zu Heimatgemeindetagen, zu Kulturveranstaltungen in unserem ganzen Land, besuchen in größeren oder auch kleineren Gruppen unsere ehemaligen Siedlungsgebiete in Bessarabien und der Dobrudscha und darüber hinaus noch vieles mehr! Diese Begegnungen und auch die Reisen nach Bessarabien, den Kontakt zu unseren Freunden in Bessarabien und der Dobrudscha, haben wir in den letzten Monaten sehr vermisst. Mit großem Bedauern und auch mit Schmerz haben wir alle Veranstaltungen und Reisen absagen müssen. Auch unser Bundestreffen, das ja nur alle zwei Jahre stattfindet.

Ganz langsam wird das gesellschaftliche Leben jedoch wieder hochgefahren und Veranstaltungen, die in den letzten Monaten nicht möglich waren, können mit Bedacht und der gebotenen Vorsicht wieder neu gestartet werden. Deswegen möchten wir heute schon an unseren diesjährigen Kulturtag erinnern. Er findet am

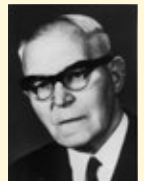
Samstag, 18. Oktober 2020, Beginn 10.30 Uhr

in Stuttgart in unserem Haus der Bessarabiendeutschen statt. Folgendes Thema haben wir für unseren Kulturtag gewählt:

75 Jahre nach Kriegsende und Flucht der Bessarabien- und Dobrudschadeutschen aus Polen

„Neue Heimat finden in Deutschland“

Die Bedeutung von Karl Rüb als Leiter des Hilfswerks für evangelische Umsiedler aus Bessarabien und der Dobrudscha in Stuttgart



Karl Rüb

Hauptreferent ist Dr. Hartmut Knopp aus Stuttgart. Die Andacht, als besonderer Impuls für diesen Tag gedacht, übernimmt Frau Pfarrerin Florentine Wolter aus Obergröningen. Auch Zeitzeugen werden berichten.

Bitte merken Sie sich diesen Termin schon heute vor. In der September 2020 Ausgabe unseres Mitteilungsblattes präsentieren wir Ihnen ausführlich das Programm und auch die Hygieneregeln, die für diesen Tag gelten und die wir mit dem Gesundheitsamt der Stadt Stuttgart genau absprechen werden.

In herzlicher Verbundenheit,
Ihr

Günther Vossler
Bundesgeschäftsführer und
Landesvorsitzender Baden-Württemberg

Erika Wiener
stellvertretende Bundesvorsitzende

Haus der Geschichte im Landkreis Harburg und Metropolregion Hamburg

Eröffnung der Dauerausstellung im Siedlungsdoppelhaus im Rahmen des Bauprojektes „Königsberger Straße“ im Freilichtmuseum Kiekeberg

ARMIN HINZ

Nachdem die Dauerausstellung Corona-bedingt verschoben werden musste, fand die Eröffnung nun – allerdings ohne Eröffnungsfeier – am 25.06.2020 im Siedlungsdoppelhaus des Bauprojektes „Königsberger Straße“ statt.

Die Dauerausstellung stellt die Nachkriegszeit von 1945 bis 1970 mit Wohnraumbeschaffung, den Wohnverhältnissen und Siedlungsbau für Flüchtlinge und Ausgebombte im Landkreis Harburg da. In keinem anderen Landkreis in Niedersachsen war in den 1950er Jahren das Verhältnis der Neubürger (ca. 50 %) zu den

Alteinwohnern so groß wie im Landkreis Harburg.

Auf großformatigen Fotos an den Wänden kann sich der Besucher in die Nachkriegszeit zurückversetzt fühlen. Original-Exponate aus der Nachkriegszeit machen diese Zeit „erlebbar“. In einer Medienstation können Texte und Bilder aus den größten Siedlungsgebieten des Landkreises aufgerufen werden. Auf einer Ausschnittskarte von Europa sind die ehemaligen deutschen Siedlungsgebiete im Osten und Südosten von Europa eingezeichnet. Neben Bessarabien u.a. auch das Schwarzmeergebiet, die Bukowina und Dobrudscha.

In den letzten vier Jahren wurden viele Zeitzeugengespräche geführt, z.B. in Neu Wulmstorf mit dem Ehepaar Ullrich aus Tarutino. Außerdem wurden viele Original-Exponate überwiegend aus den 1950er Jahre zusammengetragen. Auch einige Exponate aus Bessarabien der Zeit bis 1940 wurden dem Freilichtmuseum gespendet. So ist in der Dauerausstellung z.B. eine Placht der Familie Ullrich zu sehen. Ein beschrifteter Leinensack, der 1940 die Umsiedlung aus Tarutino, 1945 die Flucht aus dem Ansiedlungsgebiet und zuletzt in den 1950er Jahren in der Königsberger Straße der neu entstandenen Heidesiedlung in Neu Wulmstorf landete, wurde

leider nicht in die Dauerausstellung mit aufgenommen. Dieses Artefakt soll nach Aussage des Projektleiters, Herrn Eggert, in die zukünftige Ausstellung „Flucht und Vertreibung“, die 2024 im Freilichtmuseum Kiekeberg eröffnet wird, zusammen mit einigen anderen Exponaten aus Bessarabien einen geeigneten Platz finden. Bereits seit über zwei Jahren befindet sich im Freilichtmuseum ein Bauernwagen der Familie Bierwag aus Tarutino. Dieser



Erstes behelfsmäßiges Siedlungsbaus aus Trümmersteinen in der späteren Königsberger Straße der Heidesiedlung 1951. Erbaut von Erich Hinz aus Rosenberg/Westpreußen und seiner Ehefrau Elfriede Hinz, geb. Tarnaske aus Tarutino/Bessarabien.

Foto: Gemeindearchiv Neu Wulmstorf

Bauernwagen, zusammen mit einer Info-tafel „Von Bessarabien nach Niedersachsen“, wird auch in die Dauerausstellung integriert.

Es ist der Dauerausstellung und dem Bauprojekt „Königsberger Straße“ sehr zu

wünschen, dass noch viele Besucher von nah und fern den Weg ins Freilichtmuseum Kiekeberg bei Hamburg-Harburg finden werden und in die Geschichte der Nachkriegszeit im Landkreis Harburg eintauchen können.



Die Königsberger Straße der Heidesiedlung in Neu Wulmstorf 1953. Der Siedler Herr Bredehöft auf dem Dachstuhl seines neu errichteten Hauses. Der heute 91-jährige Herr Bredehöft und seine Ehefrau wohnen noch immer in ihrem selbsterbauten Siedlungsbaus.

Foto: Bredehöft

Absage Herbsttreffen 2020 in der Mansfelder Region

Liebe Landsleute und Gäste unserer Treffen,

ja, wir haben uns für den 25.09.–26.09.2020 auf Schloss Mansfeld angemeldet.

Nun haben wir lang überlegt, wie wir das in dieser Corona-Krise gestalten können. Es gab viele schlaflose Nächte. Leider sind wir zu dem Ergebnis gekommen, dass wir das Treffen auf 2021 vertagen. Es gibt zu viele Unsicherheiten und wir möchten, dass unsere Besucher im nächsten Jahr wohl behalten zu unserem Treffen kommen können.

Wir hatten mit Egon Sprecher das Thema ausgewählt „Auswanderung von Bessarabiendeutschen nach Brasilien, nach Amerika und ...“.

Wenn euch dieses Thema anspricht, machen wir das im nächsten Jahr. Natürlich sind wir für weitere Vorschläge sehr erfreut.

Es tut uns unendlich leid. Waren doch die Treffen in Mansfeld, schon seit 1992, immer ein Höhepunkt in unserer Region.

Das nächste Treffen findet also 2021 im September auf Schloss Mansfeld statt.

Die Kranzniederlegung an den Gedenktafeln erfolgt am Volkstrauertag, 15.11.2020, gegen 10.00 Uhr.

Danke für euer Verständnis.

Eure
Linde Daum, Gerda Stark und Ilse Michaelis

Absage der Reise nach Hirtenheim

**Corona-bedingt muss die Reise
ab dem 21.9.2020 nach
Hirtenheim/Ciobanovca
abgesagt werden!**

Meine lieben Cousins, liebe
Freunde in USA, Moldova und
Germany,

ich bitte alle um Verständnis für
meine Reise-Absage. Freuen wir
uns hoffentlich 2021, wieder reisen
zu dürfen.

Liebe Grüße an alle
Robert Weiß

**Besuchen Sie unsere
Homepage:
www.bessarabien.de**

Erkenntnis

*Blüh'n mir auf eigenem Grund
wieder am Haus die Verbenen,
und am Ligusterzaun lebten
Stockrosen samten und bunt.
Einmal hab ich gedacht,
wenn dies alles wird sein
wie in der Heimat mein,
schwimmt der Sehnsucht Macht.*

*Geht der Bienen Gesumm
in den Birnenspalieren,
die den Laubengang zieren,
an sonnigen Tagen um,
wird der Tadel wohl laut,
und das Gewissen klagt an,
sag, was ist anders daran
an dem, was hier du gebaut.*

*Wiegt die Pappel am Tor
nachts den Wind in den Zweigen,
wird die Erkenntnis mir eigen,
daß ich ein weltfremder Thor.
Doch es ist wie ein Fluch
und wie ein tiefes Beglücken,
daß ich in allen Stücken
nach meiner Heimat such.*

Gertrud Knopp-Rüb

Aus:
Gertrud Knopp-Rüb: ... denn dein Leuchten ist in
uns geblieben. Verse und Prosa. Vorgelegt vom
Herausgeber des Jahrbuchs der Dobrudscha-
deutschen Otto Klett, Gerlingen 1975.



Foto: H. Zalt, Wikimedia Commons

Einladung zu einer virtuellen Reise nach Bessarabien – 1. Etappe



v.l.n.r. Lemberg Oper, unser Reisebus, Universität Tschernowitz



WERNER SCHABERT

Diese oder ähnliche Reisen unternehmen wir real normalerweise mehrere Male im Jahr. Jedoch hat uns dieses Jahr ein heimtückisches Virus namens Covid-19 oder vielleicht besser bekannt unter Corona die Reisepläne durchkreuzt. Auch wenn es vielen anderen ähnlich geht, tröstet uns das nicht wirklich.

Da wir uns aber nicht gänzlich diesem Schicksal fügen wollen und nebenbei auch unsere Kreativität und Fantasie unter Beweis stellen möchten, haben wir uns entschlossen, mit Euch zusammen oder zumindest mit denen, die Interesse daran zeigen, eine virtuelle Fahrt nach Bessarabien zu unternehmen. Wir werden in Kürze starten und wünschen allen Reiseteilnehmern schon jetzt eine interessante und unterhaltsame Reise in das Land unserer Eltern und Großeltern. Dazu sind natürlich auch andere Interessierte herzlich eingeladen, die diese wunderschöne und natürliche Region kennenlernen möchten.

Starten werden wir in Potsdam, fahren dann nahe Cottbus über die Grenze nach

Polen. Auf der gut ausgebauten Autobahn in Polen geht es vorbei an Breslau, Kattowitz und Krakau, um nach etwa 900 Kilometern die Ukraine zu erreichen. Dort besichtigen wir die ehemals habsburgischen Metropolen der Westukraine wie Lemberg und Tschernowitz. Nach einigen unvergesslich bleibenden Tagen erreichen wir die moldauische Grenze und befinden uns nun auf dem Gebiet des alten vergangenen Bessarabien zwischen Pruth und Dnjestr (in verschiedenen Regionen auch Tyra und Nistru genannt). Die Fahrt führt vom Nordosten Moldawiens ins abtrünnige Transnistrien, führt von da über die Hauptstadt Chisinau, geht weiter in das Weingebiet Südmoldawien und bringt uns wieder in die Ukraine. Dort fahren wir zuerst nach Kernbessarabien und werden uns viele ehemals deutsche Dörfer genauer ansehen. Nach einer Erholungspause im alten deutschen Seebad Bad Burnas geht die Reise weiter über Akkerman nach Odessa und dann nach Kiew.

Dann steigt ein und schnallt Euch an.
Die Reise beginnt. Viel Spaß dabei!

Butuceni im Gebiet Orheiul Vechi (Felsenkloster) – Teil 1 (Moldawien)

Der Butuceni-Hügel gilt nach Jahrhunderte alter Tradition bis heute als heiliger Ort. Das vermutlich um 1675 gegründete Höhlenkloster (Mănăstirea Peștera) auf dem Butuceni-Hügel zieht die meisten Besucher auf dem Gebiet von Orheiul Vechi an. Zu dem Höhlenkomplex, der sich etwa 50 Meter über dem Fluss in der Felswand befindet, gehören eine Kapelle und mehrere angrenzende Mönchsklausen. Der Zugang erfolgt von oben durch

einen Tunnel, der 1820 gegraben wurde, als das Höhlenkloster die Funktion einer Gemeindekirche übernahm. Zuvor gab es sehr steile Pfade, die vom Flussufer heraufführten und heute durch Erdabtragungen verschwunden sind. Von fern ist der Zugang durch einen kleinen Glockenturm lokalisierbar, der 1890 daneben errichtet wurde. Die Höhlenkirche ist der Maria geweiht; der unterirdische Sakralbereich ist in einen Hauptraum und eine



v.l.n.r. Bessarabien Autoreise 2016, Butuceni in Orheul Vechi, Blick vom Felsenkloster auf das Tal der Raut

an der Ostseite abgehende Kapelle aufgeteilt. Die Decke des Hauptraums ist annähernd flach, diejenige der Kapelle elliptisch gewölbt. Ein Durchgang mündet auf einen Balkon in der Felswand, von dem sich ein Ausblick über den Fluss bietet. Gegenüber der Kapelle führen einige Stufen hinunter zu einer großen Höhle mit niedriger Flachdecke. Trennwände an beiden Längsseiten teilten die elf zum Raum offenen Mönchszellen voneinander ab. Die Zellen dienten den Mönchen bis 1816 als Unterkunft. Weitere Mönchszellen gab es an mehreren Stellen in den üb-

rigen Kalkfelsen am Flussufer. Das Höhlenkloster von Bosie befindet sich östlich der Marienkirche.

Wenige Meter oberhalb des Glockenturms steht ein steinernes Kreuz aus dem 18. Jahrhundert, dem im Volksglauben eine heilende und wunscherfüllende Wirkung zugesprochen wird. Weiter nach Osten wurde 1904 am höchsten Punkt des Hügels im Bereich der verschwundenen geto-dakischen Festung eine Marienkirche (Biserica Sfanta Maria) im neorussischen Stil erbaut. Der Glockenturm ist im unteren Geschoss

quadratisch und darüber achteckig. Sein Zeltdach wird von einer Zwiebelkuppel bekrönt. Die sorgfältig renovierte Kirche ist von einer gepflegten Gartenanlage, Nebengebäuden und einer Klostermauer umgeben.

Übernachtet haben wir im Hotel Öko Resort Butuceni im gleichnamigen Ort. Umrahmt von einer beeindruckenden Naturkulisse liegt das ruhige, wenige hundert Häuser zählende Dorf direkt neben dem Kloster Orheul Vechi, welches besichtigt werden kann.

Die Zimmer sind rustikal einfach gehalten, Badezimmer und Sauberkeit aber mehr als vorbildlich. Man vergisst nie, dass man sich in einem Bauerndorf befindet, was durchaus positiv ist. Höchstens der freie WiFi Zugang in allen Bereichen des Resorts (auch am erstklassigen Pool) hemmt bei der Entschleunigung.

Die Freundlichkeit, ja Herzlichkeit des Personals trägt diesem ländlichen Gesamterlebnis Enormes bei. Jede Hilfestellung wird geleistet, jeder Wunsch gerne und rasch umgesetzt. Egal ob Frühstück, Mittag- oder Abendessen – die lokale Kost ist hervorragend, einfach und schmackhaft und außerdem alle Speisen ausschließlich aus lokalen Produkten hergestellt.

Bevor wir weiter nach Transnistrien fahren, werden wir ausgiebig den Ort und die einzigartige Landschaft erkunden.

Transnistrien – Teil 2



v.l.n.r. Festung Bender, Zentrum Tiraspol, Münzgeld in Transnistrien (aus Plastik)

Heute wird es spannend. Wir fahren oberhalb des Orheul Vechi-Tals über eine staubige Sandpiste Richtung Osten. Dörfer, Menschen oder Autos begegnen uns nicht. Nach einer 1-stündigen Autofahrt stehen wir plötzlich vor einer schwer bewachten Grenze und erbitten Einlass. Wie überquert man eine Grenze, die es gar nicht gibt? Fragt man jedoch die Menschen, die zwischen Dnjestr und Ukraine leben, so sieht deren Landkarte ganz anders aus. Sie leben nicht in Mol-

dau, sondern in Transnistrien, einem schmalen Grenzstreifen, der sich als eigener Staat bezeichnet. Und je nach politischer Interessenslage gibt es diesen Staat, oder es gibt ihn nicht.

Die Einreise aus Moldawien betreiben die transnistrischen Behörden mit großem Aufwand und großem Ernst. Die Pässe unserer Gruppe werden von einem Mann in der Uniform eines Staates begutachtet, der sehr an die vergangene Sowjetunion erinnert. Dann müssen wir alle einzeln an

einem Schalter vortreten und uns von weiteren Uniformierten mit regloser Miene mustern lassen. Akribisch genau und mit finsternen Mienen werden die Pässe geprüft und nach längerem Studium wieder zurückgegeben. Es muss ein Einreiseformular in russischer Sprache ausgefüllt werden. Wer dieser Sprache im Lesen und Schreiben nicht mächtig ist, kann gegen eine nicht unerhebliche Gebühr einen Dolmetscher beauftragen, der die Übersetzung vornimmt. Service ist alles!

Nun können wir uns das Land anschauen und gehören damit zu den privilegierten Menschen, die Transnistrien einen touristischen Besuch abstatten können. Besonders lange braucht man nicht, um sich das kleine Land anzuschauen, dessen Fläche etwa der Luxemburgs entspricht. Die wichtigste Sehenswürdigkeit Transnistriens ist die Festung Bender. Für ein paar hundert Jahre gehörte das Fort zum Osmanischen Reich, bevor es russisch wurde. Die Festung Bender wurde mit viel Phantasie rekonstruiert und ist heute der Publikumsmagnet von Transnistrien. Außerdem gibt es dort ein Denkmal für den Baron Münchhausen, und zwar das vermutlich einzige, das nicht seinen Lügen-

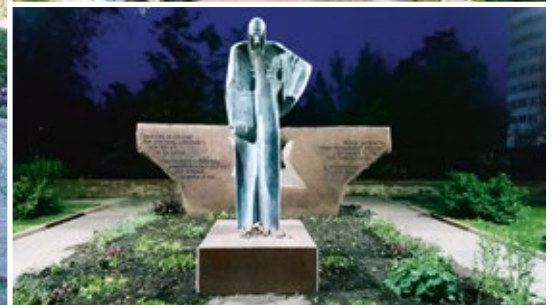
geschichten, sondern seinen Verdiensten als Feldherr gewidmet ist. Dort gibt es auch eine Kanonenkugel, auf der man reiten und sich dabei fotografieren lassen kann, wovon die Touristen regen Gebrauch machen. Ein paar Kilometer weiter, auf der anderen Seite des Dnjestr liegt Tiraspol. Die Mitte der Stadt ist gekennzeichnet durch ein Panzerdenkmal, das direkt neben einer Basilika mit goldenem Zwiebelturm aufgestellt ist. Ebenso streng und gerade verläuft die Straße des 25. Oktober durch die Stadt, sauber und aufgeräumt. Patroulierende Polizeistreifen achten penibel darauf, dass kein Spaziergänger

seinen Abfall auf der Straße entsorgt oder die Straße außerhalb eines Zebrastreifens passiert und kein Autofahrer das Tempolimit überschreitet. Ordnung wird in Transnistrien großgeschrieben. Vor dem Regierungsgebäude steht eine gigantische Lenin-Statue und verhindert augenscheinlich mit stoischer Präsenz jegliche Disziplinlosigkeit. Auf dem durch das Zentrum führenden Dnjestr fahren Party-Boote und bollen Russen-Diskos in die Sommerluft. Man kann für ein paar transnistrische Rubel mitfahren und Wodka trinken. Die Rubel sollte man am besten an Ort und Stelle bar tauschen und gut

einteilen, denn außerhalb des Landes sind sie wertlos, keine Bank erkennt sie an, aber als Souvenirs machen sie sich großartig. Gerade das aus vielen geometrischen Formen und Farben bestehende Plastikmünzgeld wirkt gewöhnungsbedürftig. In Tiraspol gibt es ein traditionell ukrainisches Restaurant, in dem man sehr gut, reichlich und preiswert speisen kann. Ein Besuch im „Kumanjok“ ist seit vielen Jahren für mich schon obligatorisch, so natürlich auch dieses Mal.

Nun wird es langsam Zeit, unsere Fahrt in Richtung Chisinau fortzusetzen.

Chisinau und Asconi – Teil 3



v.l.n.r.: Weinwerk Milesti Mici, Asconi, Holocaust Denkmal in Chisinau

Der Grenzübergang ins reguläre Moldawien klappt dieses Mal unerwartet schnell und die Hoffnung steigt, unsere Hotelanlage noch bei Tageslicht zu erreichen. Jedoch hatten wir die Rechnung ohne die pflichtbewusste Polizei des staatlich anerkannten Moldawiens gemacht.

Nach 100 Metern werden wir angehalten und müssen eine Fahrzeugkontrolle über uns ergehen lassen. Die Beamten schauen uns bitterböse an und sind es wohl auch, denn sie mögen es nicht, wenn Touristen das abtrünnige nicht wirklich existierende Transnistrien besuchen. Ein weiterer Grund für diesen Stopp ist die Vignettenkontrolle. Wir hatten aber schon bei der Einreise nach Moldawien eine 7-Tage Vignette gekauft, was die Mienen der Exekutiv noch verdrößlicher gestaltete.

Gegen 21:00 Uhr erreichen wir unsere gemütlichen Reetdachhäuser in der folkloristisch gestalteten Anlage Asconi und bekommen auch noch einen herzhaften Abendimbiss.

Am nächsten Morgen haben wir einen Termin in dem unterirdischen Weingut Milesti Mici und werden danach die Hauptstadt Moldawiens ausgiebig erkunden. Übermorgen werden wir dann langsam in das ländliche Bessarabien eintauchen.

Die Hauptstadt Chisinau präsentiert sich modern im ex-sowjetischen Flair. Breite Hauptstraßen mit Trolleybussen, die üblichen Gebäude der Ministerien und zahlreiche historische Bauwerke säumen die Straßen in Chisinau. Besonders schön sieht alles nicht aus. Zumindest findet man hier moderne Cafés, Restaurants und andere Einflüsse aus dem Westen.

Ein sicher guter Aufenthaltsort für die Erkundungstouren durch Moldawien, denn Chisinau bietet im Gegensatz zum ländlichen Bereich eine recht große Auswahl an Übernachtungsmöglichkeiten. Das ganze Verkehrssystem ist zentral auf die Hauptstadt ausgerichtet. Dadurch kommt man von hier aus an jeden Ort in dem Land. Die Hauptachse im Stadtzen-

trum bildet der Boulevard Stefan des Großen. Dort findet man die Kathedrale mit dem Glockenturm und den Triumphbogen. Der Puschkin-Park lädt zum Bum-meln ein und zahlreiche Museen können besucht werden.

Leider lässt die Freundlichkeit der Menschen hier einiges zu wünschen übrig, obwohl der Tourist und Besucher doch harte Devisen in dieses arme Land bringt. Berufsbedingt war ich schon viele Male in dieser Stadt und kam mir doch fast immer unerwünscht vor. Ich könnte da viele Beispiele aufzählen und kann mir bis heute nicht erklären, woran es liegt. Sicher gibt es auch Ausnahmen bei dieser pauschalisierten Feststellung, doch im Vergleich zu anderen europäischen und speziell osteuropäischen Großstädten ist es hier extrem auffällig und negativ. Auf dem Land ist es dagegen meist anders.

Die 2. Etappe folgt in einer der nächsten Ausgaben des Mitteilungsblattes.

Nach 75 Jahren Familie gefunden

MARTHA BETZ

Die Tragödie beginnt am 15. Februar 1945 in Cottbus.

Viele Menschen sind auf der Flucht vor der Roten Armee, auch Olga Bohnet mit ihren Kindern Friedrich, Klara und Erika. Der Familienvater Andreas Bohnet ist als Soldat an der Front. Sie kommen ursprünglich aus Alexandrowka Kreis Kahul und waren zuletzt in Laufern im Warthegau ansässig. Auf der Flucht wird die jüngste Tochter krank – Scharlach! Der eineinhalbjährigen Erika geht es schlecht. Ist sie auf der Flucht vom Pferdewagen gefallen? Denn sie hat auch noch die Nase und ein Bein gebrochen! Erika muss ins Krankenhaus. Kurz darauf wird Cottbus bombardiert. Eine Katastrophe! Fast die ganze Stadt liegt in Schutt und Asche.

Als die Eltern ihr Kind abholen möchten, stehen sie vor den Trümmern des Krankenhauses. Wo ist Erika? Ist sie tot? Unfassbarer Schmerz überwältigt sie. Es ist nicht das erste Kind, das sie verloren haben. Drei Kleinkinder mussten sie schon in Bessarabien zu Grabe tragen!

Ihr Leben lang suchen die Eltern nach der kleinen Erika. Sie geben die Hoffnung nie auf, ihr geliebtes Kind wieder zu finden. Nicht nur der Suchdienst des Roten Kreuzes wird bemüht, Vater Andreas geht auch zu den Rundfunksendern und spricht im Radio.

Zwei Kinder werden nach dem Krieg noch geboren, Gerhard und Hildegard. Die Nachkriegsjahre sind hart. Hildegard wird nur vier Tage alt. Doch die jahrzehntelange Ungewissheit zermüht und macht krank. Vater Andreas wird nicht alt. Die Eltern werden Erika nie wiedersehen, auch ihre zwei älteren Geschwister Friedrich und Klara nicht. Sie sterben 2002 und 2012.

Ein kleines Mädchen wird als Findelkind mit einem Sanitätszug von Cottbus nach Regensburg evakuiert. Es ist schwer verletzt, denn es hat Phosphorverbrennungen und am ganzen Körper Bombensplitter. Niemand weiß wie das Mädchen heißt, wer seine Eltern sind oder wie alt es ist. Vom Suchdienst des Roten Kreuzes erhält es die Nummer „UK – 2031 – weiblich“. Sie bekommt den Vornamen Maria und ihr Geburtsdatum wird auf den 1. Juli 1943 geschätzt.

Ihre bayrischen Adoptiveltern geben ihr den Namen Maria Theresia. Sie wächst wohlbehütet und liebevoll auf. Manchmal hört sie von ihren Mitschülern: „Du bist nicht das Kind von deinen Eltern!“, aber Ihre Eltern antworteten immer wieder: „Du bist unser Kind. Wir haben dich

lieb!“. Mit 14 Jahren erfährt Maria von ihren Eltern, dass sie aus einem vom Krieg zerstörten Krankenhaus gerettet wurde und adoptiert ist.

Wochenlang war Maria in einem Schockzustand. Von ihren Adoptiveltern jahrelang belogen worden zu sein war sehr schlimm, aber keine Wurzeln zu haben ist noch viel schlimmer. Sie versucht ihr Leben zu leben, aber ohne die Wurzeln zu kennen, gestaltet sich alles sehr schwer.

Ein Jahr später stirbt Marias Adoptivmutter.

In dem kleinen bayrischen Dorf lebt eine Familie aus Bessarabien, die sehr nett zu Maria ist. Zu ihnen fühlt sich Maria hingezogen. War es das bessarabische Schwäbisch, das Essen, z. B. Paprika-Gerichte, oder deren Kleidung – die Frau mit schwarzem Kopftuch und der Mann mit der hohen Pudelkapp, die das Mädchen unbewusst an ihre leibliche Familie erinnert? Sie sagt Oma zu der Frau und diese lehrt sie nähen und sticken. In den 60er Jahren zieht die bessarabische Familie nach Nürtingen.

Maria besitzt keine Geburtsurkunde. Als sie heiraten will, muss ihr Adoptivvater auf das Landratsamt, um die Situation zu klären. Erst danach bekommt sie einen Termin beim Standesamt. Trotz vieler Schwierigkeiten hat Maria ihr Leben gemeistert. Sie ist Mutter von vier Kindern und Großmutter von sechs Enkelkindern. Doch ihr ganzes Leben lang nagt die Ungewissheit an ihr. Wer bin ich? Haben meine leiblichen Eltern mich verlassen? Wollten sie mich nicht? Bin ich das Kind eines Nazi-verbrechers? Zeitweise verliert sie die



Andreas und Olga Bohnet mit den Kindern Friedrich und Klara, die kleine Erika auf dem Schoß



Erika Maria Theresia mit Bruder Gerhard

Hoffnung und immer wieder macht sie sich auf die Suche, um ihre Familie zu finden.

Maria wird bei der Recherche nach ihren Wurzeln von Tochter Marion unterstützt. Sie fahren nach Cottbus in Brandenburg, aber sie erfahren, dass alles im Krieg zerstört wurde. Es gibt keinen Anhaltspunkt – nichts!

Doch die Frage, von wem sie abstammt, ist ihr nie aus dem Kopf gegangen. Maria ist am Verzweifeln, sie ist ja nicht mehr die Jüngste. Wird sie überhaupt noch herausfinden, woher sie stammt? Ermutigt durch ihre Tochter, macht sie einen DNA-Test. Mit einem Wattestäbchen wird Speichel entnommen und in ein Labor eingeschickt. Nach einigen Wochen bekommt sie einen dicken Brief mit genetischen Verwandten, eine große Anzahl Cousinen und Cousins zweiten und dritten Grades, aber alle wohnen in Amerika. Es kristallisiert sich eine Spur zu ihren Urgroßeltern in Bessarabien heraus. Maria ist überglücklich – nach so vielen Jahrzehnten die erste Spur! Nun gilt es, die in Deutschland lebenden Verwandten zu finden.

Zu diesem Zeitpunkt, im Februar 2019, wendet sich Maria an den Bessarabiendeutschen Verein. Ihre Anfrage kommt zu meinen Händen, da ich schon seit vielen Jahren Ahnenforschung betreibe und manche harte Nuss geknackt habe.

Diese Geschichte hat mich emotional sehr berührt und nicht mehr losgelassen. Tage- und wochenlang habe ich die ganze Sippe auf den Kopf gestellt. Meine Forschungsergebnisse habe ich mit den Ahnenforschern geteilt, die die DNA-Analyse erstellt und die erste Spur gefunden haben.

Im März 2020 kommt ein Anruf von Maria. Sie ist ganz euphorisch, denn sie hat eine ganz nahe Verwandte gefunden. Durch den DNA-Test einer in Deutschland lebenden Großnichte führt die Spur zu ihrem mutmaßlichen Bruder, mit dem sie sich wenige Tage später trifft. Um Gewissheit zu bekommen, macht auch er einen DNA-Test. Es dauert drei Wochen

bis die Bestätigung kommt, dass sie ihren leiblichen Bruder Gerhard gefunden hat, und mit ihm ihre Herkunftsfamilie! Sie ist unbeschreiblich glücklich. Viele Tränen der Freude vermischen sich mit Tränen der Trauer, über das Verpasste.

Nach 75 Jahren darf sie ihren Bruder, sowie elf Nichten und Neffen kennenlernen. Sehr glücklich ist sie auch über die

Familien-Fotos. Durch die Erzählungen ihres Bruders leben nun ihre Eltern in ihrem Herzen weiter, auch wenn sie sie nicht mehr sehen kann.

Jetzt hat sie eine Geburtsurkunde beantragt mit ihrem richtigen Namen und ihrem richtigen Geburtsdatum, den 20. Juli 1943. Wie genau das medizinische Personal damals das Geburtsdatum mit einer

Differenz von 19 Tagen geschätzt hat, hat mich sehr erstaunt.

Ich freue mich sehr mit Erika Maria Theresia, dass sie nach 75 Jahren ihre Familie gefunden hat.

Es motiviert mich, mit der Ahnenforschung weiter zu machen, wenn ich sehe, wie glücklich die Menschen sind, die ihre Wurzeln finden.

Aus dem Museum:

Wassereimer und Brunnen



In Wassereimern wie diesem wurde das frische Trinkwasser bereitgestellt

Foto: Thorsten Sackmann

EVA HÖLLWARTH

Ohne Wasser – kein Leben.

Diese Binsenweisheit galt auch für Bessarabien. Da bis auf wenige Ausnahmen in der jüngsten Zeit der Ansiedlung, nirgends Wasserleitungen vorhanden waren, holte man das Wasser vom Brunnen und stellte es in der Küche oder in der Sommerküche in Wassereimern zum Gebrauch bereit.

Auch wir besitzen im Museum ein schönes Exemplar, aus Email für ca. 10 Liter Wasser. Für den täglichen Gebrauch wurden mehrere Eimer benötigt. Für das Frischwasser wurde ein besonders gekennzeichnete Eimer benutzt. Entweder war es ein schöner mit Blumen verzierter Eimer oder an der Küchenwand war durch einen kleinen Wandschoner mit der Aufschrift „Frisches Wasser“ der Platz gekennzeichnet, an dem der Frischwasser-Eimer stand. In diesem Eimer war nur Wasser für das Trinken oder Kochwasser. Auf größte Sauberkeit und Sorgfalt musste geachtet werden und der Eimer war auch abgedeckt, damit das Wasser nicht verunreinigt werden konnte. Aus dem Eimer wurde das Wasser mit einer Schöpfkelle herausgeschöpft.

Fast jeder Bauernhof hatte seinen eigenen Brunnen. Nur war das Wasser nicht immer von gleicher Güte. Mein Mann erzählte mir, dass nach den Berichten seiner Mutter das Wasser auf ihrem Elternhof in Schabo mineralhaltig war. Für das Vieh war dieses Wasser sehr gut geeignet, sofern man die Tiere nicht zum Trinken in den Liman getrieben hat. So durfte Wasser zum Kochen für Kaffee oder Tee auf dem Nachbarhof geholt werden, denn dieses Wasser war besonders rein.

Beim Schreiben dieses Artikels wird mir bewusst, wie bequem und selbstverständlich es für uns heute ist, den Wasserhahn einfach aufzudrehen und sauberes Wasser zu haben.

Wie mir mein Mann berichtete, war das Graben eines Brunnens sehr mühsam und wohl auch gefährlich. In manchen Fällen blieb es auch erfolglos, da man auf eine harte Gesteinsschicht stieß, ohne Wasser gefunden zu haben. Sein Großvater, John Büxel, hatte in einer Tochterkolonie von Schabo, im Mündungsgebiet des Dnjepr,



Wandschoner wiesen auf das kostbare Nass hin

Land günstig erworben, weil man dort nirgends Wasser fand. Sein Großvater hatte eine Idee. Er grub hinunter bis auf die harte Gesteinsschicht. Dann legte er ein kräftiges Feuer am Boden an, so dass das Gestein brüchig wurde. Als das jetzt lockere Gestein weggeräumt war, folgte ein zweites Feuer usw. So arbeitete er sich durch das harte Gestein und stieß am Schluss auf Wasser. Damit hatte er den Wert seines Landes deutlich gesteigert. Leider war der Besitz nach dem I. Weltkrieg verloren.

Am Schwarzmeerstrand



*Aquarell von Hugo Nauenburg († 2018) aus dem Jahr 2002.
Zu sehen im Flur des Hauses der Bessarabiendeutschen.*

Nochmals Bessarabische Toleranz

Leserbrief von Arnulf Baumann, bezugnehmend auf die Diskussion über Bessarabische Toleranz im Mitteilungsblatt in den Ausgaben 03-20, 05-20, 06-20:

Den Austausch über die „Bessarabische Toleranz“ möchte ich nicht fortsetzen. Ich denke, die Argumente sind ausgetauscht. Ich möchte nur auf die unterschiedliche Sichtweise aufmerksam machen: Meine Kritiker beschäftigen sich überwiegend mit dem Verhalten der Menschen, und das ist natürlich sehr un-

terschiedlich. Ich habe dagegen ausgeführt, wie sich aus ersten örtlichen Ansätzen ein Regierungsinstrument entwickelt hat, durch das Menschen unterschiedlicher Herkunft, Sprache und Religion möglichst friedlich zusammenleben konnten, ohne in größere Konflikte zu geraten. Das erreichten die Regierenden durch die

Anordnung der Siedlungen, aber auch durch Verpflichtung der Siedler zu einem entsprechenden Verhalten. In weiten Bereichen ist diese staatlich geförderte Toleranz später zerstört worden, in Bessarabien hat sie sich jedoch auf Grund besonderer Umstände erhalten.

Arnulf Baumann

Toleranz – oder vielleicht doch nicht?

Leserbrief von Norbert Baier zum offenen Brief von Arnulf Baumann im MB 06-20, S. 16f.

Arnulf Baumann schreibt in seiner Antwort auf den offenen Brief von Horst Eckert:

„2. Meine These ist und bleibt, dass die Behörden des Zarenreichs bei der Ansiedlung der verschiedenen Völkerschaften in den Gebieten nördlich des Schwarzen Meeres immer mehr darauf geachtet haben, dass möglichst wenig Reibungsflächen zwischen den verschiedenen Nationalitäten und Konfessionen entstehen. Deshalb gab es immer nur eine Nationalität in einem Ort, der auch konfessionelle Eigenständigkeit zugebilligt wurde, deshalb gab es auch die Selbstverwaltung der ‚Kolonien‘.“ Und er wertet dies als Ausdruck von („bessarabischer“) Toleranz. Das kann man natürlich so sehen. Von Katharina II. heißt es, sie habe für die landwirtschaftliche Entwicklung der neu erworbenen sehr fruchtbaren Gebiete nördlich des Schwarzen Meeres (Novaja Rossia) und für deren Schutz – sie waren ja noch immer Grenzland – ihre eigenen Untertanen in beiderlei Hinsicht für wenig tauglich gehalten. Am besten dafür geeignet erschienen ihr deutsche „Kolonisten“. Dass Katharina selbst Deutsche war, mag dabei von Bedeutung gewesen sein. Auch dürfte sie nicht nur die äußerst prekäre Lage insbesondere der ländlichen Bevölkerung in den deutschen Kleinstaaten gekannt haben, sondern auch deren landwirtschaftlichen und handwerklichen Qualitäten. Jedenfalls zeugt es von einem hohen Maß an Vertrauen v.a. in deutsche Zuwanderer, ohne das Toleranz nicht gut möglich ist.

Man kann es aber auch anders sehen. Dabei stellt sich die Frage, weshalb (nicht nur, aber vor allem) deutschen Migranten derart weitgehende Hilfen und Privilegien zugestanden wurden. Und diese Frage richtet sich allein an Katharina II., die

Urheberin des Manifestes von 1763, und an ihren Enkel Alexander I., der seiner Anwerbung von „Kolonisten“ für Bessarabien dieses Manifest fast unverändert zugrunde legte. Dabei zeigt sich, dass beider Handeln durchaus staats- und machtpolitisch bestimmt gewesen sein dürfte. Es ging ja – auch bei Alexander – um wirtschaftlichen Erfolg und um Sicherheit in diesen Gebieten, politisch in jedweder Hinsicht relevante Aspekte. Hierfür geeignete Menschen anzuwerben, konnte nur mit Hilfe attraktiver Angebote erfolgreich sein. Und die von Baumann genannten Zusagen, und noch einige mehr (s. Manifest), waren höchst attraktiv. Allein die Menge des zugesagten Landes, in Bessarabien 60 Desjatinen pro Familie, zuvor und anderswo noch mehr, müssen für ein schwäbisches Kleinbäuerle mit vielleicht einer Handvoll Handtuchfeldern am Hang geradezu schwindelerregend gewesen sein. Und Religionsfreiheit galt schon immer als eines der höchsten Güter (vgl. Hugenotten u.a.). Für Auswanderungswillige kam noch hinzu, dass man nach Russland, im Gegensatz zu Amerika, notfalls zu Fuß gelangen konnte, was Tausende auch taten, weil sie gar keine andere Wahl hatten.

Natürlich gab es auch „Störungen“, Abweichungen vom Ideal des Manifestes. Aber wenn schon ein besonders enger Berater der Zarin, der enorm erfolgreiche Heeresführer Potemkin, sich nicht scheute, seiner Herrscherin und Gönnerin mit den sprichwörtlich gewordenen potjomkinschen Dörfern ein X für ein U vorzumachen, warum sollten andere auf den unteren Ebenen der „Behörden des Zarenreichs“ bis hin zum Fürsorgekomitee nicht ähnlich verfahren? Und den Spruch „Der Himmel ist hoch und der Zar weit“ wird man nicht nur im fernen

Sibirien gekannt haben. Hinter einer besonders schlimmen „Störung“ bei der Gründung von Arzis, die auch meinen Ururgroßvater Johann Baier traf, steckte übrigens ein erst kurz zuvor zugewandelter Deutscher aus einem der ersten Dörfer – nachzulesen in der Dorfchronik Arzis von Alfred Ziebart. Derzufolge blieb damals auch die behördliche Hilfe lange Zeit aus. Das alles hat mit Toleranz recht wenig zu tun.

Von Alexander I. weiß man, dass er ein Verehrer Friedrichs II. war, des Preußenkönigs seiner frühen Jahre, und dass er der besonders in Deutschland verbreiteten Erweckungsbewegung nahestand. Dem Erweckungsprediger Ignatz Lindl, dem Mitbegründer Saratas, gewährte er Zuflucht und vielfältige Unterstützung, einer anderen namhaften Vertreterin dieser religiösen Bewegung, der baltendeutschen Diplomategattin Juliane v. Krüdener, sogar Einfluss auf seine Politik. Doch als beider Tätigkeiten seiner Politik eher zu schaden drohten, wurde Lindl des Landes verwiesen und Frau v. Krüdener fiel in Ungnade. Ende der Toleranz!

Zweifellos gibt es und gab es auch damals in Bessarabien Toleranz auf allen gesellschaftlichen Ebenen, zwischen allen Volksgruppen und innerhalb derselben. Aber es gab und gibt überall auch das krasse Gegenteil: Intoleranz und Feindseligkeit. Arnulf Baumann ist zuzustimmen, dass wir das eine wie das andere nicht vergessen dürfen. Aber ebenso wenig darf man das eine oder das andere überbetonen oder gar verallgemeinern. Denn es gibt immer beides, zwar in verschiedener Ausprägung und in wechselndem Verhältnis zueinander, aber stets gleichzeitig. Dem muss man sich stellen und es ggf. auch beim richtigen Namen nennen.

Norbert Baier

Was wussten wir damals?

Leserbrief von Arnulf Baumann zum Auszug des Buches von Norbert Baier „Ferne Kindertage“, veröffentlicht im MB 06-20, S. 19:

Norbert Baier hat in seinem Buch berichtet, wie viel bzw. wie wenig er seinerzeit über die Judenverfolgung wusste. Das wird so sein. Ich habe im letzten Jahr begonnen, meine Erinnerungen an die Kriegszeit im Wartheland aufzuschreiben – unter dem Arbeitstitel „Als Pastorensohn im NS-Mustergau Wartheland“ – und bin dabei an mehreren Stellen auf dieses Thema eingegangen. Darüber will ich kurz berichten.

Als wir im April 1941 nach Litzmannstadt/Lodz kamen, waren die Juden des Warthelands dort bereits in einem Riesenghetto – zeitweise über 300.000 Menschen! – eingesperrt. Eine Straßenbahn führte durch das Stadtviertel, auf Holztreppen konnte man von einem Teil zum andern kommen. Mir fiel das Menschengewimmel auf, aus dem sich die Ghettopolizisten mit ihren dunkelblauen Uniformen heraus hoben. (Das konnte kein angenehmer Aufenthalt sein!)

Als wir im April 1941 nach Konin an der Warthe zogen, gab es dort keine Juden mehr. Mir fielen zwei Hauslücken in der Nähe des Rathauses auf. Auf meine Frage, warum die Häuser abgerissen waren, erhielt ich die Antwort: „Da haben Juden gewohnt“! (Ich dachte: Sind die ansteckend?) Ein Jahr später führte mich mein Schulweg über ein Trümmergrundstück, in dessen Ecke ein eigenartiges Gebäude stand, über dessen Funktion ich aber nichts erfuhr. (Erst viele Jahre nach dem Kriege erfuhr ich durch das Buch eines aus Konin stammenden Londoner Juden namens Richmond (ursprünglich Riczkes), „Kanin: A Quest“, der aus Aussagen von Zeitzeugen in Lon-

don, New York und Israel die Geschichte der Koniner Juden rekonstruiert hatte, dass auf dem Trümmergrundstück das einstige Ghetto gestanden hatte und das Gebäude in der Ecke die frühere Synagoge war, es ist heute Stadtbibliothek. In der Umgebung der Evangelischen Kirche und des Pfarrhauses waren viele Häuser von Juden bewohnt gewesen, von dort kam auch die Londoner Familie Riczkes.)

Namen von Konzentrationslagern waren durchaus bekannt: „Pass auf, sonst kommst Du nach Dachau!“ War eine übliche Warnung, wenn jemand Kritik äußerte. (Der Name des am nächsten gelegenen KZ, Chelmno/Kulmhof, wo die ersten Versuche mit Vergasungen gemacht wurden, war in Konin aber unbekannt.)

Auf der Flucht im Januar 1945 fiel mir irgendwo in Niederschlesien auf, dass der Schnee neben der Straße auf breiter Front zertrampelt war. In der Ferne war ein Kleiderbündel zu erkennen, das sich beim Näherkommen als Leiche eines an der Sträflingskleidung erkennbaren Mannes erwies. Es lagen noch weitere Leichen neben der Straße, bis die Trampelspur nach Norden abbog. Das ausgemergelte, stoppelbärtige Gesicht des ersten Toten, bei dem eine Blutspur hinter dem Ohr zum Hals führte (uns war immer erzählt worden, dass Genickschuss eine Spezialität der Roten Armee war!), ist mir in Erinnerung geblieben und hat mich jahrelang bis in meine Träume verfolgt. Niemand sagte damals ein Wort der Erklärung. Aber es war auch für einen Zwölfjährigen offensichtlich, dass dort

Schreckliches geschehen war. (Erst nach vielen Jahren ging mir auf, dass es Spuren eines der Todesmärsche waren, auf denen die Häftlinge in der letzten Zeit des Krieges sinn- und planlos weitergetrieben wurden; vielleicht waren sie aus dem schlesischen KZ Groß Rosen oder gar aus Auschwitz gekommen.)

Diese Erlebnisse, besonders das zuletzt geschilderte, haben mich dazu gebracht, mich schon in der Schulzeit mit der verhängnisvollen Geschichte der Dreißigerjahre zu beschäftigen, später im Studium besonders mit dem Judentum. Von 1965–67 war ich Assistent am Institutum Judaicum Delitzschianum in Münster, wo ich Juden kennen und schätzen lernte, und stieg danach aktiv in das entstehende christlich-jüdische Gespräch ein – ich nenne nur die Mitverfasser-schaft an der ersten grundlegenden Studie des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland „Christen und Juden“, die erstmals nicht von einem Gegensatz zwischen beiden ausging, sondern von gemeinsamen Wurzeln, und die sich anschließenden Faltblattserie/Taschenbuch „Was jeder vom Judentum wissen muss“, die vielen Christen seriöse Informationen über Juden und Judentum vermittelten.

Da es in der Kriegszeit kaum verlässliche Informationen über Juden gegeben hat, nur Propaganda, wusste man nur Einzelheiten. Aber aus einzelnen Erlebnissen konnte man sich doch ein Bild von dem machen, was im Reich Adolf Hitlers vor sich ging.

Arnulf Baumann

Bücher halten Wissen lebendig: Aktion für die Heimatgemeinden

„Deutsche Kolonisten am Schwarzen Meer“

WERNER SCHABERT

Das Buch von PD Dr. Ute Schmidt „Deutsche Kolonisten am Schwarzen Meer“ ist eines der umfassendsten und inzwischen bekanntesten Werke über die Geschichte der Bessarabiendeutschen, die dem Aufruf von Zar Alexander dem Ersten gefolgt sind und als Kolonisten mitgewirkt haben, Bessarabien zu kultivieren und zu einem erfolgreichen Agrarland aufzubauen.

Den Bessarabiendeutschen und ihren Nachkommen ist diese Historie vielfach bekannt. Wie steht es aber mit den dort heute lebenden Bewohnern, die oftmals die Häuser und Gehöfte der Deutschen



Russische Ausgabe von PD Dr. Ute Schmidts „Deutsche Kolonisten am Schwarzen Meer“

nach deren „erzwungener“ Umsiedlung im Jahre 1940 übernommen haben?

Von den Deutschen wurden etwa 165 Dörfer und Güter gegründet, die größtenteils noch heute existieren. Nach 1945 wurde in der Sowjetunion großer Wert darauf gelegt, diese historische Tatsache zu verschweigen und nicht an die Nachfolgegenerationen weiterzugeben.

So erlebe ich es heute immer wieder, wenn ich das ehemalige Bessarabien bereise, dass mir auf Nachfrage besonders bei jungen Menschen großes Erstaunen oder Unglaube entgegenschlägt, wenn ich von den Tatsachen berichte.

Fortsetzung auf Seite 15



Lichtentals Bürgermeister Wladimir Prodanow mit seiner Ehefrau Ljuba



Neue orthodoxe Kirche an der Ausfallstraße nach Sarata



Im Kirchengarten befindet sich das neue schmiedeeiserne Tor



Torbogen in Lichtental

Lichtental: Aktuell

WERNER SCHABERT

Ein heißer Augusttag endet langsam und erfährt eine leichte Abkühlung durch die langsam aufkommende Dämmerung. Vom nördlichen Ende des Dorfes nähert sich eine auseinandergezogene Rinderherde, die sich freudig muhend ihren Ställen nähert. Nach und nach biegen die Tiere in verschiedene Gehöfte ab, wo sie meist schon von den Bauersfrauen erwartet werden. Diese sind meist mit einem Besen bewaffnet, um verzeuhte Irrläufer wieder auf die Straße zu scheuchen. Ein idyllisches Bild für den fremden Beobachter dieser Szene, jedoch ein gewohntes Bild für die Bewohner eines ehemals deutschen Dorfes in Bessarabien. So wird es in Lichtental und vielen anderen Dörfern auch schon vor hundert Jahren gewesen sein. Das Dorf heißt aber nicht mehr Lichtental sondern Switlodolinske.

Natürlich hat sich auch viel verändert, denn seit der Umsiedlung der Deutschen im Jahre 1940 sind achtzig Jahre vergangen. In dieser Zeit wurden fast alle Wurzeln mit brutaler Gewalt ausgerissen. Menschen wurden durch Regierungsgewalt und übergestülpten Weltanschauungen indoktriniert. Ehemalige Freunde und Bekannte wurden zu Feinden erklärt und mussten sich gegenseitig bekriegen und töten. Unüberwindbare Grenzen wurden für viele Völker über viele Jahrzehnte traurige Realität.

Hier stehe ich nun an diesem lauen Sommerabend und betrachte die heimkehrenden Rindviecher. Meine Eltern sind zwar nicht in Lichtental, sondern in anderen Dörfern in Bessarabien geboren, jedoch könnte genauso gut auch dieser Ort mein Wurzelort sein.

Das erste Mal war ich 2009 hier und kehre seitdem immer wieder in diesen schönen Ort zurück. Auf den unzähligen Fahrten von und nach dem Ethniendorf Frumushika Nova, wo ich bei trockenem Wetter immer durch die Steppe fahre, ist ein Pausenstopp in Lichtental inzwischen obligatorisch geworden. So kommen auch unsere Reisegäste immer häufiger in den Genuss, den Ort zu durchfahren und auf dem großen grünen Kirchenterrain den Bürgermeister Wladimir Prodanow und seine engagierte Ehefrau Ljuba zu begrüßen.

Im Jahre 2011 hat Frau Ljuba Prodanowa in einem Teil der Silrada (Rathaus) ein kleines Museum eingerichtet. In vielen liebevollen und charakteristischen Details demonstriert sie hier historisch geordnet Bilder, Literatur und Gegenstände aus der Zeit der Dorfgründung bis zur aktuellen Gegenwart. Die alte deutsche Kirche von 1903 wurde in den Kriegswirren des 2. Weltkriegs im Juli 1941 in Brand gesteckt. So steht sie noch immer auf diesem Grund und soll uns als Mahnmal für Frieden und Völkerverständigung dienen. Die Mauern wurden 2019 aufwendig mit Metallabdeckungen versehen, die das Eindringen von Regen- und Schmelzwasser verhindern sollen.

Am Rande will ich Euch eine kleine bemerkenswerte Anekdote erzählen. Die Kirche wurde von dem Baumeister Gottlieb Deeg aus Plotzk geplant und aus Backsteinen im neugotischen Stil erbaut. Sie bot Sitzplätze für 900 Personen und ihre Turmhöhe betrug 32 Meter. Die Besonderheit lag jedoch darin, dass Baumeister Deeg anordnete, in den Mörtel unzählige Eier zu mischen, um die Härte der Backsteinverbindung zu erhöhen. Als man die vom Feuer zerstörte Kirche dann abreißen wollte und schweres Gerät dafür nicht zur Verfügung stand, gab man es nach vielen vergeblichen Versuchen resigniert auf und ließ den Korpus der Kirche stehen.

Nördlich der Kirchenruine steht noch gut erhalten die alte Schule, die im Jahre 1907 die zu klein gewordene Schule von 1852 ersetzen musste. Erst 1984 ersetzte ein großer und moderner Schulneubau die alte Schule von 1907, die bis dahin den Dorfkindern als Lehranstalt diente. Das mit blauer Kalkfarbe getünchte Gebäude diente bis 2018 noch als orthodox-religiöser Versammlungsort und als Bibliothek. Inzwischen gibt es in Lichtental eine neue, schöne Holzkirche an der Ausfallstraße nach Sarata. Die Bibliothek wurde aufgelöst.

Neben der Kirchenruine und den beiden Schulen befinden sich auf dem großräumigen Gelände das Kulturhaus, eine überdachte Bühne mit einer vorgelagerten gemauerten Tanzfläche und mehreren Zuschauerbänken, sowie ein Sport- und Spielplatz mit verschiedenen Sport- und Spielgeräten. Fast alle Wege auf diesem Gelände sind mit farbigen Verbundsteinen auf-

wendig gepflastert und mit Rasenkanten eingefasst. Verschiedene Baum- und Straucharten, Obstgehölze und gepflegte Grasflächen runden den Mittelpunkt des Dorfes ab und formen das Bild einer grünen Oase. Man merkt, wie viel Fleiß und Sorgfalt, Herzblut und Geld über viele Jahre und Jahrzehnte investiert wurden, um diesen geschichtsträchtigen Ort seinen Bürgern und der Nachwelt zu erhalten.

Das gesamte Terrain ist durch eine weißgekalkte Steinmauer mit Kreuzintarsien eingefriedet, die schon bald nach dem Bau der prächtigen Kirche errichtet wurde und noch größtenteils so existiert, wie sie einmal erstellt wurde.

In der jüngsten Vergangenheit wurde auch das metallene Haupttor nachgebaut und installiert, das schon in der deutschen Zeit den Haupteingang verzierte. Auch wurde ein Straßenbogen mit den weit sichtbaren Inschriften Switlodolinske und Lichtental, sowie den Jahreszahlen 1834 und 2019 kurz vor dem Kirchengarten aufgestellt und zeigt jedem Besucher dieses Dorfes, dass es ehemals von Bessarabiendeutschen gegründet wurde.

Auf der östlichen Seite gegenüber der Schule soll noch dieses Jahr in einem ehemals deutschen Haus, das neuerdings im Besitz der Gemeinde ist, ein Kindercafé eröffnet werden, wo sich Kinder und Jugendliche bei Eis und Limonade treffen können. In einem anderen Teil des Hauses ist inzwischen schon die Poststelle eingerichtet worden, nachdem das Dach des Hauses neu eingedeckt worden ist.

Anfang September werden 66 Schüler die Lichtentaler Schule besuchen. Es werden jedes Jahr weniger Schüler, denn viele junge Familien verlassen, wie auch in vielen anderen Orten der Ukraine, wegen fehlender Verdienstmöglichkeiten ihre Dörfer. Zum heutigen Zeitpunkt leben nur noch 900 Einwohner in Lichtental.

Im Ort gibt es 312 Gehöfte, von denen etwa 70 % aus deutscher Zeit stammen. Davon sind 44 Häuser bewohnt und noch gut erhalten.

Der Bürgermeister Wladimir Prodanow und seine liebe Ehefrau Ljuba lassen im Namen ihrer Bürger ausrichten, dass alle besarabiendeutsche Nachkommen in Lichtental herzlich willkommen sind.

Lichtental: Historie

Die Kolonie Lichtental wurde im Jahre 1834 am linken Ufer des Steppenflüsschen Tschiligider gegründet. Die Ansiedlung geschah auf einem Grundstück, das dem ehemals katholischen Pfarrer Ignaz Lindl aus Bayern zur Ansiedlung von drei Gemeinden von der russischen Regierung zur Verfügung gestellt wurde.

Als der Frühling des Jahres 1822 ins Land zog, waren alle Vorbereitungen zur Ansiedlung getroffen. Pfarrer Lindl war von Odessa aus in Kischinew gewesen und hatte von den in Bessarabien freiliegenden Landstrecken ein geeignetes Stück Land ausgewählt. Dieses Landstück erstreckt sich über drei Haupttäler mit den betreffenden Steppenflüsschen Sarata, Tschiligider und Kogelnik. Lindl selbst war zum Administrator der schon in Odessa angekommenen und der noch zu erwartenden bayrischen und württembergischen Einwanderer ernannt worden. Mitte März wurde die Weiterreise von Odessa nach Bessarabien von insgesamt 80 Familien auf 50 Zeltwagen mit all ihrem Hab und Gut angetreten. Am 19. März 1822 sind sie mit Pfarrer Lindl an der Spitze am Steppenflüsschen Sarata angekommen und gründeten am rechten Ufer die Kolonie Sarata. Es wurde so fleißig gearbeitet, dass zum Herbst schon alle Häuser ein Dach hatten.

Seinen Ansiedlungsplan konnte Lindl leider nicht im ursprünglich beabsichtigten Ausmaße verwirklichen, da die Zuwanderung aus der Heimat aufhörte und infolgedessen das für Gnadental und Lichtental bestimmte Siedlungsland vorläufig freibleib.

In den letzten Tagen des Jahres 1823 erhielt Lindl ganz unerwartet vom russischen Zaren den Ausweisungsbefehl und musste mit Frau und Kind mitten im Winter die Gemeinde verlassen. Alle Bemühungen, welche später gemacht wurden, um die Erlaubnis zu seiner Rückkehr zu erwirken, blieben erfolglos, und der vielgeliebte und sehr verehrte Pfarrer Ignaz Lindl durfte seine Gemeinde nicht mehr sehen.

Nach Lindls Weggang hat sämtliche Arbeiten betreffs der Ansiedlung Saratas und der zwei später gegründeten Kolonien Gnadental und Lichtental der zum Vorsteher gewählte Kaufmann Gottlieb Bengel geleitet. Später wurde der Vorsteher der drei Gemeinden Oberschulz genannt. Dieses Amt bekleidete er viele Jahre und hat dabei ein recht organisatorisches Talent an den Tag gelegt.

Erst in den Jahren von 1830 an kamen neue Züge schwäbischer Einwanderer aus Württemberg und gründeten zuerst im Jahre 1830 die Kolonie Gnadental und vier Jahre später im Jahre 1834 Lichtental. Zur Ansiedlung kamen 14 Familien aus Sarata und 28 Familien aus Gnadental. Die übrigen Ansiedler kamen direkt aus Deutschland



So sieht die alte Schule heute aus

und waren größtenteils Schwaben und Bayern. Die Ansiedlung der Kolonie wurde 1847 mit 80 Familien und insgesamt 440 Seelen abgeschlossen. Die Zahl der Familien sollte sich bis zum Jahre 1909 auf 330 und die Zahl der Seelen auf 1943 erhöhen. Das bedeutet eine Versechsfachung innerhalb von fast fünfundsiebzehn Jahren.

Bis 1840 wurde die Ansiedlung Kolonie Nr. 3 genannt, erst von da an hieß sie Lichtental. Die Häuser wurden von Steinen aus dem Sarataer Steinbruch gebaut und mit Rohr gedeckt. Sie wurden schmal und sehr niedrig gebaut und hatten meistens Lehmbohlen. Das Trinkwasser lieferten von Anfang an gegrabene Brunnen, deren Wasserqualität mit der Zeit jedoch immer schlechter wurde und man daher gezwungen war, das Wasser außerhalb des Dorfes heranzuschaffen.

Im Jahre 1907 hat eine Gesellschaft mitten im Dorfe den ersten artesischen Brunnen stoßen lassen. Er lieferte gutes Wasser, aber es war nicht klar. Nach 20 Jahren ist er eingegangen. Es wurden noch mehrere Brunnen gebohrt, die gutes, aber meistens trübes Wasser lieferten.

1927 ist diesbezüglich ein großer Fortschritt zu verzeichnen. Man hat in diesem Jahre durch verschiedene Gesellschaften acht neue artesische Brunnen bohren lassen. Sie förderten alle gutes und klares Wasser, und fast das ganze Dorf konnte jetzt mit gesundem Trinkwasser versorgt werden. Viele dieser Brunnen sind noch heute im Jahre 2020 in Betrieb.

Der Ackerboden im Tal war sehr salpeterhaltig und so war es nahezu unmöglich, große und qualitativ gute Ernteerträge zu erzielen. Auch negative Witterungseinflüsse und Schädlinge wie Erdhasen, Heuschrecken und Nachteulen verhinderten in manchen Jahren normale Ernten. Um trotzdem an Kapital für die Gemeindekasse zu kommen, beschloss der Dorfrat in Abstimmung mit seinen Bürgern im Jahre 1897 ein Stück Gemeinland im Ausmaße von 46 Deßjatinen gemeinschaftlich zu bewirtschaften. Je 4 Familien mussten zusammen eine Deßjatin bearbeiten. Der ganze Ernteertrag von diesem Landquantum ist in die Gemeindekasse geflossen. Dieses gemeinschaftliche säen und ernten dauerte bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges im Jahre 1914. In dieser Zeit hatte sich dadurch ein so großes Kapital gebildet, dass man davon die neue Kirche und neue Schule ohne neue Kredit-



Garten der Kirche von 1903

aufnahme bauen konnte, wovon ich bereits im aktuellen Teil meines Lichtentaler Berichts geschrieben habe.

Aus dem Gemeindeleben wäre noch hervorzuheben, dass fast alle Ansiedler eine strenge Zucht führten. Es wurde sowohl von der Jugend als auch von den Erwachsenen verlangt, jedermann die Ehre zu geben, aber ganz besondere Achtung sollten alle Amtspersonen genießen. Es war sogar verboten, in Gegenwart des Dorfschulzen zu rauchen. Wenn beispielsweise jemand mit qualmender Pfeife auf der Straße vom Schulzen überrascht wurde, so ist die Pfeife blitzschnell in den Taschen verschwunden. *(Auszüge entnommen aus der Chronik vom Küster Georg Schreiber aus Lichtental.)*

Nun noch einige Sätze zu den Lichtentaler Kirchen. Der folgende Text ist der großen Tafel entnommen, die heute an der Kirchenruine im Kirchgarten befestigt ist:

Bereits 8 Jahre nach der Gründung Lichtentals entstand in der Dorfmitte die erste Kirche, ein einfacher nüchterner Bau, der sich nur durch den massiven Kirchturm von den übrigen Siedlerhäusern unterschied.

Weil die Zahl der Einwohner trotz Epidemien und Auswanderung stark wuchs, wurde die alte Kirche 1902 abgebrochen und unter der Aufsicht des Baumeisters Gottlieb Deeg eine größere Kirche erstellt (38,5 m lang, 17,4 m breit und 10,6 m hoch; Turmhöhe 32 m).

Sie war groß, schön und neuzeitlich aus Backsteinen erbaut und die 18 Spitzbogenfenster betonten den neugotischen Baustil („Backsteingotik“). Das Kirchenschiff hatte 900 Sitzplätze und konnte noch 300 Notsitze aufnehmen. Zwischen Kirchenschiff und Chorraum spannte sich ein mächtiger Rundbogen mit der Aufschrift: „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren“.

Die schöne Ausstattung und die harmonischen weitklingenden Akkorde der drei Glocken wurden von nah und fern gerühmt.

Die am 5. Oktober 1903 eingeweihte neue Kirche war zum beherrschenden Bild des Dorfes geworden und diente der evangelisch-lutherischen Gemeinde bis zur Umsiedlung im Herbst 1940.

Anfang Juli 1941 wurde sie im Verlauf des Zweiten Weltkrieges in Brand gesteckt und steht seither als Ruine da. Sie erinnert an die früheren deutschen Bewohner von Lichtental und ist eine Mahnung zum Frieden und zur Verständigung unter den Völkern.

Bilder des Monats August 2020

Foto Nr. 1



Foto Nr. 2



Die beiden Fotos sind nicht aus dem Bildarchiv unseres Vereins.

Der Zusender Herr Horst Eckert aus Berlin schreibt dazu:

Foto 1: (Sportgruppe) Handelt es sich bei dieser Sportgruppe vielleicht um ein deutsches Team?

Foto 2: (Wernerschule) Auf der Rückseite des Fotos ist vermerkt, dass Frau Ida Mutschler die Schüler „bekocht“ hat.

Namen kennt er nicht.

Wer weiß etwas zum Inhalt dieser Fotos? Aus welchem Jahr stammen die Fotos? Erkennen Sie jemanden?

*Sollten Sie uns weiterhelfen können, so bitten wir Sie herzlich, uns über die E-Mail-Adresse homepage@bessarabien.de mit Betreff „Bild des Monats“ oder per Post an **Bessarabiendeutscher Verein e.V.** zu informieren.*

*Vielen Dank für Ihr Interesse und Ihre Unterstützung!
Ihr Heinz Fieß, Administrator www.bessarabien.de*



Rückmeldung zum Foto Nr. 2 im MB 07/2020 von Herrn Karl F. Hasenfuß:

Ein wichtiges Amt bei jeder Hochzeit: Die Aufträger. Hier: Zwei Aufträger 1938 in Romanowka (Rohrbach) bei Neu-Sarata.
Quelle: Heimatkalender 1963, Seite 97.

Fortsetzung von Seite 11

Natürlich bahnt sich auch dort die Aufklärung ihren Weg und findet nach und nach sogar in die Schulen Einlass. Glücklicherweise gibt es mittlerweile in vielen Orten engagierte Personen, oftmals emeritierte Lehrkräfte, Historiker und Hobbyhistoriker, die es sich zur Aufgabe gemacht ha-



Dieses Buch in russischer Sprache über Bessarabien wurde für das Museum in Lichtental, heute Swetlodoninskoje, von Herrn Marcel Wichmann gespendet.

Meine Großmutter Karoline Wichmann, geborene Jose, wurde am 14.11.1923 in Lichtental geboren und lebte dort bis zur Umsiedlung im Jahre 1939. Sie war eine Ur-Ur-Enkelin von Gotthab Hahn (1812-1885).

Ich wünsche den Einwohnern von Swetlodoninskoje viel Freude mit diesem Buch.

Swetlodoninskoje, den 23.07.2020

So könnte eine persönliche Widmung aussehen

ben, den dort lebenden Bewohnern diese interessante Geschichte näherzubringen. Dieses geschieht sogar durch kleine Museen, die man inzwischen schon in einigen Dörfern und auch größeren Orten finden kann. Mit viel Liebe und Enthusiasmus engagieren sich Personen, die verschiedene Artefakte, Urkunden, Werkzeuge, Kleidungsstücke, Bilder und andere antiquarische Gegenstände zusammentragen und liebevoll präsentieren.

Ein großes Problem stellt sich dabei an der fehlenden sprachlich verständlichen Literatur. Bilder und mündliche Schilderungen sind sicher sehr hilfreich, doch verständliche Literatur, die sich interessierte Bürger eventuell sogar mal ausleihen können, festigt das Wissen und macht Appetit auf mehr.

Als ich erfuhr, dass das lehrreiche und durch viele authentische Bilder aussagekräftige Buch von Ute Schmidt nun auch in rumänischer und russischer Sprache aufgelegt worden ist, entwickelte sich bei mir folgende Idee:

Wir besorgen diese Bücher und übergeben sie bei unseren nächsten Besuchen in der Ukraine und der Republik Moldau in den Orten, die schon ein kleines Museum etabliert haben bzw. Interesse zeigen, die Geschichte ihrer Ortsgründung weiterzugeben.

Von den Büchern in russischer Sprache sind momentan noch 28 Stück verfügbar und von denen in rumänischer Sprache noch 6 Stück. Wer von den Mitlesenden

daran Interesse zeigt, sollte sich also schnell bei mir melden. Das Buch hat 470 Seiten und kostet inkl. aller Transportkosten und persönlicher Übergabe in den Orten 27,50 Euro.

Als persönliches Dankeschön können Sie mir per Mail oder postalisch eine persönliche Widmung zukommen lassen, die ich dann in jedem Buch an exponierter Stelle einbringe. Die Textgröße sollte 12 x 12 cm möglichst nicht überschreiten. Mit Bild auch gern 1-seitig.

Schön wäre, wenn sich möglichst viele an dieser Aktion beteiligen und einen sichtbaren Fingerabdruck in ihrer jeweiligen Wurzelgemeinde hinterlassen. Bei der jeweiligen Überreichung des Buches erstelle ich ein Bild mit der dazu gehörenden Widmung und übersende Ihnen das Bild als Erinnerung.

Sollte bis jetzt in einem Dorf keine Schule und kein Museum existieren, übergeben wir das Buch dem zuständigen Bürgermeister oder der Bürgermeisterin mit dem Hintergedanken, damit eventuell „einen Stein ins Rollen zu bringen“. Danke.

Meine Kontaktdaten:

Werner Schabert
Lindenstraße 11, 14467 Potsdam
Deutschland
Mail: mail@wernerschabert.de
Telefon: 0331 – 870 93 260
Mobil: 0170 – 3285069



Wir sind durch die Hölle gegangen ... Die Jahre 1943–1946

STEFAN SABO (aufgezeichnet vom Bruder Fritz Sabo im April 2020)

Nachdem im Juni Heft (S. 5ff) des Mitteilungsblattes die Erinnerungen an die Kindheit in Ali-Anife von Fritz Sabo geschildert wurden, folgen in dieser Ausgabe die Schilderung der Erlebnisse als nun jugendlicher nach 1943. Die schwere und gefahrvolle Zeit während des 2. Weltkrieges mit allen Gefahren und das Ende des Krieges.

Abreise von Ali-Anife

Mit dem Schiff waren wir ja in Passau angekommen. Über Niedernfels, wo die Einbürgerung erfolgte, und Regensburg/Obertraubling sind wir nach Metten/Deggendorf gekommen. Es war Anfang 1944. Zu dem dortigen Kloster gehörte auch das „Himmelbergschlösschen“. Für die Unterbringung der Aussiedler war es von der „Volksdeutschen Mittelstelle“ vom Kloster beschlagnahmt worden. Für

uns Kinder war es wirklich der Himmel. Die schöne Lage, die Gebäude waren der ideale Spielplatz. Wir verbrachten eine ruhige Zeit.

Am 8. April 1944 wurde die Ruhe unterbrochen. Im Krankenhaus Metten wurde um 17:20 Uhr mein Bruder Fritz¹ geboren.

Eigentlich sollten wir ja in die sogenannten „Aussiedlungsgebiete“ weiter transportiert werden. Doch die Geburt verzögerte die Abreise. Unsere Verwandten waren bereits auf dem Weg in Richtung Untersteiermark. Wir bewohnten das Himmelbergschlösschen nun ganz alleine.

Der Lagerleiter (er ist auch der Taufpate, Friedrich Pudall) hat unserer Mutter angeboten, in Metten zu bleiben. Er wollte bis Kriegsende für unsere Bleibe sorgen. Hätte unsere Mutter das Angebot angenommen, wäre der Familie viel Elend



Die Mutter mit dem neuen Brüderchen Fritz, dem Verfasser der Aufzeichnungen

¹ Dem wir diese Aufzeichnungen verdanken.

erspart worden. Doch sie wollte nicht. Sie wollte möglichst schnell unseren Verwandten nachfahren. Leider ...

Unsere Mutter war jetzt mit drei Kindern auf sich alleine gestellt. Vater war in Regensburg zum Militär eingezogen. Die Reise ging also los. In ca. vier Wochen erreichten wir Graz. Man nannte die Gegend auch „Titoland“. Wir waren da in einer Baracke untergebracht. Nebenan war ein Gefangenenlager für englische Soldaten. Die lebten recht gut und hatten viele Freiheiten. In Regensburg haben wir dagegen russische Lager gesehen. Das waren dagegen erbärmliche Zustände. Ausgehungert wurden die Lagerinsassen zum Arbeiten durch die Stadt getrieben. Sie hatten einen schrecklichen Alltag.

Wir sollten in ein altes, halb verfallenes Haus am Waldrand ziehen. Als wir dort ankamen, war unser weniges Gepäck schon ausgeraubt. Das war also der Empfang in der Steiermark. Wir hatten noch keine Ahnung, wo unsere Verwandten waren. Nach einigen Tagen hat uns ein Onkel unserer Mutter aufgestöbert, und uns zu sich geholt. Er wohnte in der Nähe von Meierle in einem Blockhaus. Das war bereits für Aussiedler gebaut worden. Stanislaus Grünewald, der Onkel, war Landwirt. Er bewirtschaftete einen Hof mit Kühen. Dazu gehörten Obstgarten und Weinberge. Der Hof lag in einer sehr schönen Gegend. An einem Berghang (3–4 km entfernt) lag die Ortschaft Großdorn.

Das Gebiet rund um die Kreisstadt Rann war als Siedlungsgebiet gedacht. Es sollte die neue Heimat für viele Aussiedler werden. So waren die Planungen. Aber die Kriegereignisse bestimmten einen anderen Kurs. Die ganze Gegend war zu einem Partisanengebiet geworden. Sie hatten den Landstrich fest in ihrer Hand und trieben ihre Untaten. Nur in der Kreisstadt Rann gab es noch deutsche Soldaten. Die einheimische Bevölkerung versteckte sich in den umliegenden Wäldern. Aufgrund eines Paktes zwischen Hitler und Mussolini marschierte italienisches Militär in das Gottscheerland ein. Die Bewohner waren nun auch „Aussiedler“, „Heim ins Reich“ galt nun auch für sie. Daher waren auch viele Gottscheer im Gebiet um Rann.

Aus den angrenzenden Wäldern kam fast jeden Tag ein alter Mann auf den Hof meines Onkels. Er bekam einige Lebensmittel, man redete und dann ging er wieder in den Wald zurück. Viele Gottscheer lebten in den Wäldern. Sie hatten Angst vor den grausamen Partisanen. Im Dorf auf einem kleinen Hof lebte eine slowenische Familie. Die beiden Söhne wurden von den Partisanen nacheinander abgeholt. Sie wurden in die Wälder entführt und grausam gepeinigt und geschunden. Als man sie fand, waren sie tot und gräss-

Stationen der Grausamkeit

Metten	dort waren wir von etwa Anfang 1944 (8. April 1944 – Geburt meines Bruders) bis August 1944,	
Anfang 1944 bis Juli 1946 ↓	Graz	ca 4 Wochen
	Meierle	Bezirk Rann / Brezice, Gurkfeld / Krsko, bis März 1945, weiter ging es in einem Güterzug nach ...
	Maribor	Slowenien, Marburg a.d. Drau, nur wenige Tage wieder in einem Güterzug bis nach...
	Zeltweg	Steiermark
	Judenburg	Steiermark (dort war schon englische Besatzung)
	Treffling	Seeboden, Kärnten ca. 6 Monate , bis Ende 1945
	Klagenfurt	Kärnten ca. 4 Monate, bis etwa Anfang 1946 zu Fuß nach ...
	Gurk im Gurktal	Bezirk St. Veit a.d. Glan , dort verbrachten wir eine Woche auf einem Bauernhof
	Friesach	
St. Salvator	Kärnten, Kaprun Sommer 1946	
Radstadt	Ab Juli 1946 bis September 1948	

lich zugerichtet. Die Partisanen handelten grausam und unmenschlich. Zu Fuß oder auf Pferden zogen sie durch die Dörfer und verbreiteten Angst und Schrecken. Ab März 1945 ging es wohl dem Höhepunkt zu. Frauen und Kinder sollten aus der Gegend weggebracht werden. Dazu gab es einen Transportzug ab Gurkfeld. Gurkfeld gehörte ehemals zum Deutschen Reich. Heute heißt der Ort Krsko und gehört zu Slowenien.

Onkel Stanislaus brachte uns und seine Familie mit seinem Ochsespann zur Bahnstation. Es waren seine Frau mit acht Kindern und wir. Alle Männer mussten ja zurückbleiben. Auf dem Weg zur Bahn ist an dem Karren ein Rad gebrochen. Wir standen mitten auf der Brücke über die Save. Unser Onkel hat das notdürftig repariert, so schafften wir es zur Bahnstation. Der Abschied rückte immer näher. Mein Onkel hat fürchterlich geweint als er Frau und Kinder ein letztes Mal in die Arme nahm. Er hat gespürt, dass es wirklich das letzte Mal sein sollte. Sie haben sich nicht mehr wiedergesehen. Der Onkel ist später in Gefangenschaft erbärmlich verhungert.

Die Fahrt ging los. Der Zug kam bis kurz vor Cilli. Da war vorerst Ende. Auf den Gleisen stand ein Munitionszug. Dieser explodierte nach und nach. Die Explosionen dauerten die ganze Nacht durch. Am nächsten Morgen ging die Fahrt weiter bis Marburg (Maribor). Dort wurde der Zug auf ein Abstellgleis geschoben.

Marburg an der Drau — Marburg an der Drava

Der Zug stand drei Tage und Nächte lang auf dem Abstellgleis. Bei jedem Versuch, eine Tür zu öffnen, wurde geschossen. Dann mussten wir aussteigen und uns auf dem Bahnsteig aufstellen. Alle Sachen und die wenigen persönlichen Dinge blieben im Zug zurück. Niemand durfte etwas mitnehmen. Sie trieben uns vor die Tore der Stadt in ein Sumpfgebiet am Fluss. Viele Menschen haben die Kräfte verlassen. Sie blieben achtlos am Straßenrand liegen. Viele sind nicht mehr aufgestanden. Der Tod hatte sie eingeholt. Ein Onkel unserer Mutter und die Mutter einer Cousine von ihr waren darunter. Auch unsere Mutter kämpfte mit letzter Kraft. Sie schaffte es kaum noch bei der Gruppe zu bleiben. In einem Wickel um die Brust gebunden schützte sie den kleinen Bruder. In einer kleinen Handtasche bewahrte sie ein paar Habseligkeiten. So versuchte sie am Ende des Trecks nicht den Anschluss zu verlieren. Die Partisanen auf den Pferden, darunter auch weibliche, waren unbarmherzig. Mit Peitschen trieben sie die Menschen vor sich her. Ihr Vorhaben war grausig. Mit Absicht trieben sie uns in das Sumpfgebiet. Es gab dort keinen Ausweg und kein Überleben mehr. Kein Haus, keine Hütte, keine trockene Stelle. Kein Essen, kein Trinken. In der Gruppe waren auch einige Säuglinge dabei. Russische Soldaten, die vorbeizogen, konnten wir

anbetteln. Sie gaben uns Brot, das war steinhart. Die Russen zeigten sich humaner als Titos Partisanen. Etwa sieben Tage lebten wir dort wie Tiere.

Am Rande des Sumpfbereiches führte ein Bahndamm vorbei, da hatten wir Buben etwas beobachtet. Jeden Vormittag kam ein Zug mit 2–4 Waggons. Er fuhr bis ans Ufer der Drava. Weiter konnte er nicht fahren, denn die Brücke über den Fluss war gesprengt worden. Die Ladung aus den Waggons brachten Männer mit Booten über den Fluss. Was sie da transportierten, haben wir nicht feststellen können. Hannes Grünewald, ein Sohn von Stanislaus Grünewald, und ich waren die zwei älteren von den Kindern. Wir wollten die Vorgänge genauer beobachten. Dazu haben wir uns am Bahndamm versteckt. Als die Männer wieder mit den Booten auf dem Fluss waren, haben wir uns an die Waggons geschlichen. Es hat geklappt. Ob wir so einen Wagen aufmachen konnten? Es hat funktioniert. Ein mutiger und riskanter Fluchtplan wurde geschmiedet.

Am nächsten Tag: unser Plan begann. Wir haben uns am Bahndamm in der Böschung versteckt. Als die Zugbegleiter wieder mit den Booten auf dem Fluss waren, haben wir die Waggons gestürmt. Die Angst ging um. Hat uns jemand beobachtet oder gesehen?

Wir waren 5 Familien – 5 Frauen und 15 Kinder.

Wir kauerten in einer Ecke. Was kommt auf uns zu? So haben wir auf die Abfahrt des Zuges gewartet. Woher der Zug immer kam und wohin er mit uns fahren würde, wusste keiner. Um die Mittagszeit setzte er sich in Bewegung. Es war wohl später Nachmittag als der Zug angehalten hat. Wo waren wir? Als wir keine Geräusche mehr hörten, hat einer vorsichtig eine Wagentür aufgeschoben. Der Zug stand abgestellt in Sichtweite eines Bahnhofs. Auf einem Schild stand „Zeltweg“. Aber wo ist das? Wo sind wir? Keiner wusste es.

Eine Frau konnten wir fragen, sie hatte wohl Mitleid mit uns. Sie erklärte uns, dass Zeltweg² in der russischen Besatzungszone liege. Auf der anderen Seite der Mur, einem Fluss durch Zeltweg, etwa fünf Kilometer entfernt beginne die englische Zone. Es musste sich um Judenburg handeln.

Hannes und ich haben auf dem Bahnhofsgelände einen Karren mit zwei Rädern organisiert. Wir haben die kleinsten Kinder daraufgesetzt und sind in die Richtung losgezogen. Am Abend kamen wir an

einer Brücke an. Die führte über die Mur. Aber an dieser Seite wurde die Brücke noch von russischen Soldaten bewacht. Einige Frauen fragten die Soldaten ob sie uns vorbeilassen, wir müssten hinüber, weil wir von der anderen Seite stammen. Das fanden die wohl nicht so gut. Einer der Soldaten hatte wohl unsere Bitte falsch verstanden. Er rastete vollkommen aus. Er brüllte herum und hantierte mit seinem Maschinengewehr in unsere Richtung. Er kam auf uns zu, schrie „dawai, dawai“ und jagte uns davon. Da standen wir, fremd, einsam, verlassen. Wo sollten wir hin? Die Dunkelheit kam.

In der Nähe der Brücke stand ein ausgebrannter Omnibus. Darin haben wir uns versteckt und wollten die kommende Nacht verbringen. Hunger und Durst hatten wir, aber es gab nichts. Die Nacht war unendlich lang. Am Morgen sind wir wieder zur Brücke gegangen. Wir wollten nochmal einen Versuch wagen. Es waren wohl andere Soldaten im Dienst, wir hatten Glück. Die russischen Wachen haben uns auf die Brücke gelassen. Wir durften auf die andere Seite. Dort standen schon englische Soldaten und haben uns empfangen. Waren wir frei? Hatten wir es geschafft? Wir waren in **Judenburg**.

Die Engländer haben uns auf Lastwagen gepackt und zu einem großen Zeltplatz gefahren. Jede Familie bekam ein Zelt. Englische Soldaten kamen mit einem Korb voller Kekse und Schokolade. Den kippten sie den Kindern vor die Füße. Wir sind darüber hergefallen wie wilde Tiere. So etwas konnten wir doch nicht. Das heftige Gewitter, das gerade tobte, bemerkten wir dabei überhaupt nicht.

Die letzten Wochen waren grausam. Die schwerste Zeit, die wir durchstehen mussten. Todesängste, Hunger und Durst begleiteten uns jeden Tag. Zielloos, ohne Bleibe haben wir Tage und Wochen vegetiert. Nun scheint es so, als ob wir wieder Menschen und keine Tiere sind. Die Engländer haben uns nach **Treffling** am Millstätter See³ gebracht. Dort war ein riesiges Barackenlager. Es war ein Sammellager, das wohl einige tausend Menschen beherbergte. Wir sind täglich mit viel Gemüse gut versorgt worden.

Von Treffling aus sollten die Aussiedler (Flüchtlinge) in ihre Heimatländer überführt werden. Dazu wurden entsprechende Transporte zusammengestellt. Mit so einem Transport sollten wir eines Tages bis nach **Piding**⁴ gebracht werden. Vom Ort aus wurde ein Waggon nach dem an-

deren auf das Lagergelände geschoben. Plötzlich kam das Kommando „Lager voll“. Der letzte Waggon mit Menschen passte nicht mehr ins Lager. Er musste zurück transportiert werden. Wir waren im letzten Wagen und fuhren also zurück nach Treffling. Da Treffling mittlerweile ebenfalls überfüllt war, sind wir weiter nach **Klagenfurt**⁵ gebracht worden. Dort wurden wir in einer alten Schule in der Bahnhofstraße untergebracht. Leider wurden wir wieder unserem Schicksal überlassen. Keiner kümmerte sich um uns. Wir waren uns wieder selbst überlassen. Durch Betteleien beschafften wir uns Nahrung.

Klagenfurt

Auf dem Hof der Schule haben wir Dachziegel zu einer Feuerstelle aufgebaut. Darauf konnte man in Blechdosen Sachen erwärmen. In den umliegenden ausgebombten Häusern haben wir nach brauchbaren Dingen gesucht. Die älteren Jungen sind manchmal an den Wörthersee gegangen. Dort haben englische Soldaten gefischt. Sie haben dazu einfach Handgranaten ins Wasser geworfen. Wir Jungen durften die Fische einsammeln. Als Belohnung haben sie uns einige geschenkt. Da haben sich alle riesig gefreut.

Eines Tages tauchte ein etwa 16-jähriger Junge bei uns im Lager auf. Er hatte bereits „Kriegserfahrung“ als Flakhelfer. Wir hatten Respekt vor ihm. Er wurde unser Anführer. Mit ihm und seiner Erfahrung zogen wir durch die Stadt. Alles, was brauchbar und nützlich erschien, wurde nach Hause geschleppt. Wurden wir von den Engländern erwischt, gab es Ärger. Sie drohten uns zu erschießen, wenn wir ihnen wieder in die Finger liefen. Auf einer Tour haben wir ein Tabaklager entdeckt. Es waren Tabakblätter zu 10 kg Bündel gepackt. Ich habe einige in ein sicheres Versteck gebracht. Dort lagerten sie bis wieder Ruhe war. Später hab' ich sie den Erwachsenen zur „Verarbeitung“ gebracht.

Das deutsche Panzerregiment „Prinz Eugen“ musste sich geschlagen geben. Es wurde auf dem Lindwurmplatz⁶ an die Engländer übergeben. In die Tabakfabrik⁷, in die wir Jungens eingestiegen waren, hatten die Nazis einen Teil der Flugzeugproduktion aus Wien verlagert. Das hatten die Alliierten sich zum begehrten Ziel gemacht. Es lag ja mitten in der Stadt, in der Bahnhofstraße. Allein in Klagenfurt starben bis April 1945 bei Bombenan-

³ Treffling ist ein Kirchdorf in der Gemeinde Seeboden am Millstätter See im Bezirk Spittal an der Drau im österreichischen Bundesland Kärnten.

⁴ Piding ist eine Gemeinde im oberbayerischen Landkreis Berchtesgadener Land. Der Ort schließt direkt nördlich an Bad Reichenhall an. Piding liegt im Rupertiwinkel.

⁵ Klagenfurt ist eine Großstadt im Süden Österreichs. Sie ist die Landeshauptstadt des österreichischen Bundeslandes Kärnten.

⁶ „Neuer Platz“ mit Lindwurmbrunnen im Zentrum von Klagenfurt.

⁷ Im Zweiten Weltkrieg zerstört, nicht wiederaufgebaut.

² Zeltweg ist eine österreichische Stadtgemeinde im oberen Murtal in der Steiermark



Schloss Mayerhofen, am Ausgang des Metnitztales, in der Gemeinde Friesach (Quelle: Wikimedia Commons)



Barbarabad mit Gasthof etwa 1936 (Postkarte)

griffen 512 Menschen. Die Stadt war zu 65 Prozent zerstört.

Außerhalb von Klagenfurt gab es eine riesige Grünfläche. Eine genauere Ortsbezeichnung weiß ich nicht mehr. Dort lagerten bestimmt fünftausend kroatische Männer, Frauen und ihre Kinder. Sie gehörten der sog. „Ustascha-Bewegung“ an. Im Krieg hatten sie auf deutscher Seite für einen „Unabhängigen Staat Kroatien“ gekämpft. Nach dem Zusammenbruch und der Niederlage der Wehrmacht brach das Vorhaben zusammen.

Im April–Mai 1945 gab es eine wahre Völkerwanderung in Richtung Norden. Die Menschen glaubten sich in der britischen Besatzungszone sicher vor den Tito-Kämpfern. Allerdings ließen die Briten die Flüchtlinge wieder zurück nach Jugoslawien bringen. Jenseits der Grenze begann das große Morden von neuem. Angehörige der Tito-Armee nahmen die Gefangenen in Empfang. Viele der Flüchtlinge wurden grausam ermordet.

Solche Gedanken hatten wir Kinder natürlich nicht. Wir waren oft dort unten und haben mit den kroatischen Kindern gespielt. Wir Kinder zeigten wie Völkerverständnis geht. Eines Tages bekamen wir unerwartet Besuch in Klagenfurt. Hannes Grünewald, der Sohn von Franz Grünewald, stand vor uns. Franz Grünewald war ein Vetter unserer Mutter. Hannes kam aus der Untersteiermark. Er war dort ein Führer bei der Hitler-Jugend. Er meinte, wir sollten aus Klagenfurt weggehen, da es zu unsicher geworden sei. Seine Eltern lebten im Gurktal auf einem Bauernhof, da konnten wir unterkommen. So schnell wie Hannes aufgetaucht ist, war er auch wieder verschwunden. Wir glaubten seiner Empfehlung. Vier Monate in Klagenfurt gingen also zu Ende.

Für den Transport organisierten wir einen Handwagen. Gepäck aufladen, die Kinder oben drauf – so ging es los. Aus meinem Versteck holte ich noch ein Bündel Tabak. Das konnte ich später noch gut vermarkten.

Im Gurktal

Eigentlich wusste keiner von uns, wo das Gurktal eigentlich ist. Wir haben es deshalb auch nicht auf Anhieb gefunden. In Scheunen und Ställen haben wir übernachtet. In **Friesach-Gafendorf** konnten wir auf einem Bauernhof eine Woche in einer Scheune kampieren. Nach dem Marsch waren alle fix und fertig. Länger konnte der Bauer uns nicht dulden, da die Heuernte begann. Somit war unsere Schlafstelle wieder gekündigt. Der Bauer gab uns noch einen Tipp mit auf den Weg. Außerhalb von St. Salvator, an einem Hang gelegen, ist ein ehemaliges Badehaus. Da wohnten schon Flüchtlinge. Es soll auch nur etwa zehn Kilometer entfernt sein. Voller Zuversicht glaubten wir ihm und machten uns auf den Weg.

Wir fanden ein Haupthaus (Kurhaus) und eine Badehalle. Diese war in Kabinen unterteilt. Wir waren fünf Familien: Herling, Grünewald, Zerr, Zerr, Sabo. Jede Familie bekam eine Kabine von etwa 2x3 m zugewiesen. In den Kabinen stand auch noch eine Badewanne. Diese habe ich zu meinem Bett gemacht. Mutter mit den zwei Brüdern haben auf Stroh geschlafen. Für Essen und Trinken mussten wir wieder selber sorgen. Unser Überlebenswille war wieder gefordert. Wir Kinder wurden betteln geschickt, fringsen⁸ war erlaubt. Im Tal direkt an der Metnitz, lag ein großes Gut. Die Familie Franz von Knapitsch, ein Kärntner Adelsgeschlecht, bewohnte es. Mutter ist mit mir zum Schlosstherrn gegangen und hat nach Arbeitsmöglichkeit gefragt. Wir wollten das gerne gegen Naturalien machen. Wir durften.

Zum Gut gehörten große Obstplantagen und Felder. Morgens begann unsere Arbeit mit Fallobst sammeln oder auch Kartoffel aufheben. Die Heu- und

Getreideernte stand an. Von dem Fallobst und den Getreideähren durfte Mutter sich etwas mit nach Hause nehmen. Dazu bekamen wir jeden Tag einen Liter Most. Das war dann unser Tageslohn.

Der Winter 1945–1946 war für uns sehr hart. Barbarabad, das ehemalige Kurhaus in dem wir wohnten, lag etwas außerhalb von St. Salvator (etwa zwei km). Für uns Kinder gab es bald auch Schulunterricht. Wir mussten von Barbarabad hinunter in den Ort St. Salvator. Unsere Kleidung war nicht besonders dafür geeignet. Zumal nur ein Wanderweg in den Ort führte, der verschneit und vereist war. Solche Winterfreuden haben selbst uns Kindern keinen Spaß bereitet.

Im Frühjahr 1946 kam Vater aus der Gefangenschaft heim. Er hatte sich als österreichischer Staatsbürger ausgegeben. Die wurden nämlich früher entlassen als die deutschen Kameraden. Er hat dann in einem Sägewerk gearbeitet. Ab da brauchte unsere Mutter nicht mehr für den täglichen Bedarf zu sorgen. Sie konnte sich um die drei Kinder kümmern.

Als es in der Schule Zeugnisse gab, war für mich keins dabei. „Du hast ja fast nie am Unterricht teilgenommen, da kann ich dir auch kein Zeugnis schreiben.“ Als 11-jähriger Junge war ich natürlich sehr traurig. Ich musste doch arbeiten, damit die Familie nicht hungerte, und nun kein Zeugnis. Das war bitter für mich. Eines Tages, im Herbst 1945, fuhren drei schwere Autos in Barbarabad vor. Es waren Ungarn, die vor den Russen geflüchtet waren. Es war eindeutig zu sehen, dass es sich um wohlhabende Leute handelte. Sie wurden auch standesgemäß im Haupthaus untergebracht. Einer der Gäste war offensichtlich Arzt. Er erkannte bei mir eine Entzündung an einer Wange. Meiner Mutter erklärte er, es handelt sich um eine eitrige Wucherung. Die könnte er aber operativ entfernen. Mutter war mit der Operation einverstanden. Ich musste mich auf eine Liege legen. Auf ein Tuch, das er auf mein Gesicht gelegt hat, gab er

⁸ Etwas aus der Not heraus stehlen. Entstand in der Nachkriegszeit des 2. Weltkriegs; benannt nach dem Kölner Kardinal Frings. Er billigte den Diebstahl von Kohle in der Not durch die Bevölkerung.

ein paar Tropfen. Die wirkten schnell, ich war im Tiefschlaf. Als ich wieder wach wurde war mein Backen dick verklebt und mir war es furchtbar schlecht.

Die Ungarn waren offensichtlich Feinschmecker. Ich habe Weinbergschnecken gesammelt, die sind in der Küche für sie zubereitet worden. Ich durfte mitessen. Sie haben erfahren, dass ich mit Stöckchen und Schnur Fische angelte. Sie haben für mich richtiges Angelwerkzeug besorgt. Darauf war ich mächtig stolz.

Die letzte Station, die noch erwähnenswert ist, war sicher **Radstadt/Kaprun**⁹.

9 Beides Orte im österreichischen Land Salzburg.

Danach hat eigentlich ein einigermaßen normales Leben begonnen. Im Sommer 1946 wurden für den Bau eines Staudamms in Kaprun am Großglockner Mitarbeiter gesucht. Unser Vater hat sich beworben und wurde auch angenommen. Einige Tage später kam ein Lastwagen. Mit dem sind wir 5 Familien dann „umgezogen“. Die Fahrt führte über den Katschberg-Tauernpass nach Radstadt. Dort war ein Barackenlager eingerichtet. Es lag am Fuße des Schwemmerberges im Ennstal. Unterhalb aber in Sichtweite des Barackenlagers, lag ein Bauernhof. Es war der **Untersulzberghof**. Das ist schon wieder eine neue Fortsetzungsgeschichte.

Nachwort

Diese Aufzeichnungen hat Stefan Sabo gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Fritz angefertigt. Die Erinnerungen des Bruders sollten unbedingt für die Familie aufbewahrt werden. Als hätte dies alles eine Vorsehung gehabt. Stefan Sabo verstarb im April 2020, nachdem er alle seine Erinnerungen seinem Bruder noch mitteilen konnte. Nach der Schilderung der Kindheit in Ali-Anife (Juni Heft), der hier geschilderten harten Kriegszeit und dem ersten Nachkriegsjahr, arbeitet Bruder Fritz an den Geschehnissen der Folgejahre, Lehrjahre und erste berufliche Erfahrungen.

Klöstitzer Familiengeschichte aus der Lagerzeit in Thüringen

ARNULF BAUMANN

Das Ehepaar Dipl.-Ing. Gudrun und Dr. Hans-Joachim Blankenburg, beruflich im naturwissenschaftlichen Bereich tätig und aus Mühlhausen/Thüringen stammend, aber in Freiberg wohnend, entdeckte im Ruhestand die Genealogie für sich. Nachdem die zwei schon mehrere Bücher zur Familiengeschichte in ihrer Heimatstadt veröffentlicht hatten, stießen sie auf Nachrichten über die 1940/41 in der früheren Heil- und Pflegeanstalt Pfafferode bei Mühlhausen untergebrachten Bessarabiendeutschen. Bei ihren Nachforschungen konnten sie nur wenige Zeitungsberichte – durchweg im Propaganda-Stil der Zeit gehalten – finden. In den Kirchen- und Standesamtsbüchern konnten sie dafür umso mehr Eintragungen nachweisen, die auf die damals in Pfafferode lebenden Umsiedler zurückgehen. Daraus entwickelte sich ein Forschungsprojekt, bei dem die Verbindung zum Bessarabiendeutschen Verein, besonders zu dessen Mitarbeiterin Sigrid Standke, eine wichtige Rolle spielte, weil so Kontakte zu ehemals in Pfafferode untergebrachten Familien ermöglicht wurden.

Daraus ist ein Buch entstanden, in dem erstaunlich viele Informationen zusammengetragen sind: nicht nur Zeitungsberichte aus jener Zeit, sondern auch aktuelle Fotos, vor allem aber genealogische Angaben zu den damals dort Untergebrachten, zusammen mit vielen Kopien von Fotos und Urkunden. (Einige der Gebäude der Heil- und Pflegeanstalt Pfafferode waren in den Monaten zuvor im Rahmen der „Aktion T 4“ zur Vernichtung „lebensunwerten Lebens“ durch Verlegung der behinderten Bewohner in andere Einrichtungen freigeräumt worden. Weitere Umsiedler aus dem weit

über 3.000 Einwohner zählenden Dorf Klöstitz wurden in benachbarten Orten – wie Heiligenstadt/Eichsfeld, Dingelstedt, Hipstedt, Rüdigershagen – untergebracht) In Pfafferode konnten über 740 Klöstitzer unterkommen.

Der Schwerpunkt des Buches liegt in den familienkundlichen Informationen, die nicht nur für die Zeit in Pfafferode zusammengestellt wurden, sondern auch frühere und spätere Vorgänge einbeziehen, einschließlich einer Dokumentation der Familiengeschichte Wallentin, die bis ins 16. Jahrhundert zurückreicht. Ausdrücklich wird darauf hingewiesen, dass eine 2. Auflage möglich erscheint, die zusätzliche Informationen über die erwähnten Personen enthalten würde. Die Verfasser laden herzlich dazu ein, solche Informationen an Hans-Joachim Blankenburg@t-online.de zu melden.

Auf den Seiten 108 bis 111 ist eine handschriftliche Liste meines Vaters über die am 6. April 1941 erfolgte Konfirmation von 42 Jungen und Mädchen aus Klöstitz in der Kirche zu Pfafferode wiedergegeben. (Mein Vater Immanuel Baumann hat damals von seinem jeweiligen Wohnort aus – wir wohnten zunächst in Rüdigershagen, dann im Redemptoristenkloster in Heiligenstadt – versucht, Gottesdienste und Seelsorge für seine früheren

Gemeindemitglieder anzubieten. Dabei war er vom Wohl- oder Übelwollen der jeweiligen Lagerleiter abhängig; in einigen Lagern wurde er abgewiesen, in anderen konnte er im Kontakt zu den örtlichen Kirchengemeinden Dienste anbieten, in weiteren wurde sein Dienst erschwert. Die Liste aus Pfafferode zeigt, dass dort eine Zusammenarbeit möglich war.)

Darüber hinaus könnte das Buch Vorbild für weitere Forschungen werden. An vielen Orten, in denen seinerzeit Umsiedlungslager eingerichtet waren, dürften bei den Standes- und Kirchenbuchämtern Eintragungen über die damaligen Umsiedler zu finden sein. Das könnte Familienforscher aus unseren Reihen dazu veranlassen, ähnliche Projekte für andere Lagerorte durchzuführen. In dem Buch von Heinz Fieß, Die „Rückführung“ der Volksdeutschen am Beispiel der Bessarabiendeutschen, Göppingen 2015, ist auf den Seiten 210–225 eine (nicht ganz vollständige) Liste dieser Orte zu finden.

Den Verfassern ist es gelungen, eine Dokumentation zu erarbeiten, die weit über das Lager Pfafferode hinaus Bedeutung gewinnen kann. Ihnen ist sehr zu danken für Ihr Engagement, mit dem sie eine in vieler Hinsicht noch unerforschte Periode in der Geschichte der Bessarabiendeutschen näher beleuchtet haben.



Gudrun und Hans-Joachim Blankenburg
Bessarabiendeutsche in Mühlhausen/Thür. – Pfafferode, 13.10.1940 – 01.10.1941,

Langensalza 2019, Verlag Rockstuhl, 149 Seiten

Das Buch kann zum Preis von 19,80 € zzgl. Versandkosten beim Bessarabiendeutschen Verein in 70188 Stuttgart, Florianstr. 17, per Post, Telefon 0711-440077-0 oder E-Mail verein@bessarabien.de bestellt werden.

Universität Dorpat und deutsche Siedler im Zarenreich

DR. VIKTOR KRIEGER

Der Artikel ist entnommen aus der Zeitschrift „Volk auf dem Weg“ der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e.V. (LmDR), Juli 2020, S. 22 ff. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung.

Die heimatkundliche und wissenschaftliche Beschäftigung mit der russlanddeutschen Geschichte konzentrierte sich bislang vornehmlich auf Darstellungen des dörflichen Familienlebens, auf Untersuchungen der rechtlichen, wirtschaftlichen, sozialen, religiösen oder kulturellen Entwicklungen der bäuerlichen Siedler-Kolonisten, auf Erforschungen ihrer wechselhaften Beziehungen zum russischen und sowjetischen Staat bzw. zur Gesellschaft. Das ist verständlich, denn die überwiegende Mehrheit der Wolga-, Schwarzmeer-, Wolhynien- oder Kaukasusdeutschen war in der Landwirtschaft tätig.

Allerdings wurden dabei die Tendenzen der geistig-intellektuellen Entwicklung, die Fragen des Entstehens einer nationalen Intelligenzschicht, die Bedeutung und der Stellenwert der höheren bzw. akademischen Bildung bei einer bäuerlich strukturierten Minderheit sowie die Rolle der Intellektuellen bei der politischen und nationalkulturellen Mobilisierung kaum erörtert.

Für das Bayerische Kulturzentrum der Deutschen aus Russland (BKDR) waren es durchaus wichtige Gründe, ein breit gefächertes und langfristig angelegtes Forschungsprojekt zu dieser Thematik ins Leben zu rufen. Am Beispiel der Russlanddeutschen sollten vor allem Bildungstraditionen und -entwicklungen im bäuerlichen Milieu neben den Prozessen der Entstehung einer nationalen Intelligenzschicht umfassend untersucht werden. Eines der ersten Teilprojekte wird gerade in Angriff genommen: „Anfänge der akademischen Bildung unter den deutschen Siedler-Kolonisten am Beispiel der Universität Dorpat.“

Aufgrund verschiedener historischer Besonderheiten – denn sie war die einzige Hochschule im Russischen Reich mit Deutsch als Vorlesungssprache (bis 1893) und einer theologischen Fakultät, die der Ausbildung evangelischer Pfarrer diente – wies die Dorpater Bildungsstätte die größte Studierendenzahl aus dem Kreis der einstigen Kolonisten auf, die je an einer russischen Hochschule immatrikuliert waren.

An der „Kaiserlichen Universität zu Dorpat/Jurjew“ konnten für die gesamte Dauer ihres Bestehens (1802–1918) durch Auswertung von Matrikelbüchern bislang 173 Studenten aus dem Kolonistenmilieu ermittelt werden. Regional gesehen, stamm-



Mitglieder der Studentenverbindung Teutonia, 1911

ten 104 aus dem Schwarzmeerraum (davon 41 allein aus Bessarabien), 61 aus dem Wolgagebiet und 8 aus den transkaukasischen Siedlungen. Es sind nicht nur Studierende mit einem regulären Abschluss erfasst, sondern auch solche, die dort nur einige Semester eingeschrieben waren.

Dabei sind die Nachkommen der sog. Kronkolonisten (ab 1871 Siedler-Eigentümer – russ. *поселыне-собственники* – genannt), die infolge der Zarenmanifeste ins Russische Reich übersiedelten, mitberücksichtigt. Andere Gruppen der bäuerlichen deutschen Bevölkerung in Russland, etwa Wolhyniendeutsche (die auf eigene Faust, ohne staatliche Lenkung und Unterstützung eingewandert waren), bleiben zunächst außen vor.

Wagten im Laufe der ersten fast hundert Jahre, d. h. bis 1900, nur 50 Abiturienten aus den Kolonien den Schritt nach „Dorpat“, waren es in den ersten 18 Jahren im 20. Jh. mehr als doppelt so viele, nämlich 123. Einen besonders starken Zuwachs verzeichneten die letzten Vorkriegsjahre, aber auch während des Krieges gab es neue Immatrikulationen, allerdings in geringerem Maße.

Nicht weniger als 55 später zu Pastoren ordinierte Absolventen aus den Kolonistenreihen studierten an der Alma mater dorpatensis. Insgesamt waren es 76 Theologiestudenten, mitberücksichtigt auch solche, die an der Theologischen Fakultät

nur einige Semester immatrikuliert waren.

Wachsender Beliebtheit erfreute sich das Studium der Medizin (62 Hochschüler); besonders viele wählten diesen Lernbereich kurz vor und während des Ersten Weltkrieges. Ihnen folgten Fächer wie Jurisprudenz (15), Geschichte/Philologie (8), Mathematik (7) und übrige (5).

Die wachsende Zahl der studierenden „Kolonistenöhne“ zu Beginn des 20. Jh. machte sich immer bemerkbarer, und das führte am 17. Februar 1908 zur Gründung eines „Südländervereins Teutonia“, der sich schnell zu einer eigenständigen Korporation entwickelte.

Der Minister des Inneren bestätigte schließlich am 9. April 1912 das Statut dieser Studentenverbindung. Die offizielle Aufnahme in die bereits bestehenden Korporationen der Universität, den Chargierten Convent, fand am 23. November d. J. statt. Anfang Juni 1915 wurde die Korporation verboten; erst nach der bürgerlichen Februarrevolution 1917 durfte sie ihre Tätigkeit kurzzeitig wiederaufnehmen. Nicht weniger als 67 Studenten waren Mitglieder von „Teutonia“, der einzigen Studentenverbindung dieser Art im Russischen Reich.

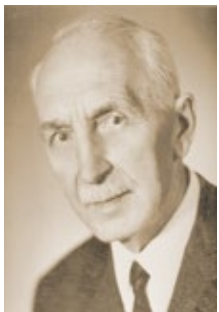
In Kooperation mit dem Estnischen Nationalarchiv ist es dem BKDR nun gelungen, fast alle Personalakten der betreffenden Studenten der Universität Dorpat und



Studentischer Ausweis von Heinrich Roemmich, ausgestellt 1908



Diplom von Heinrich Roemmich vom 29. April 1915. Dem Inhaber wird dadurch attestiert, dass er den Ausbildungsgang im Fach „Theologie“ abgeschlossen und die erforderlichen Prüfungen bestanden hat



Pfarrer Heinrich Roemmich



Pfarrer Johannes Schleuning

etliche weitere relevante Bestände zu kopieren und aufzubewahren. Zurzeit wird das erhaltene Material ausgewertet; hierzu sind Publikationen und Ausstellungen über Lebenswege und gesellschaftliche Wirkung der ersten Akademiker aus den Reihen der Wolga-, Kaukasus-, Bessarabien- und Schwarzmeerdeutschen geplant.

Diese baltische Universität brachte eine Reihe herausragender Wissenschaftler, Mediziner und Theologen aus der Mitte der einstigen Siedler-Kolonisten hervor, die im Russischen Reich bzw. in der Sowjetunion, in Deutschland oder in anderen Ländern eine bemerkenswerte Wirkung entfalteten.

Man denke dabei etwa an **Friedrich Knauer** (1849–1917) aus der Kolonie Sarata in Bessarabien. Er ließ sich 1872 an der Dorpater Hochschule einschreiben, verteidigte dort 1884 die Magister- und zwei Jahre später die Doktorarbeit und trat durch Arbeiten auf dem Gebiet der vergleichenden Sprachwissenschaft, v. a. zu Sanskrit, hervor. Damit stieg er zum ersten ordentlichen Universitätsprofessor (Kiew, 1889–1914) aus der Mitte der Siedler-Kolonisten auf.

Oder an **Dr. med. Nikolai Käfer** (1864–1944), gebürtig aus der Kolonie Neu-Monthal, Taurisches Gouvernement, Professor des Odessaer Medizinischen

Instituts, der in der Zwischenkriegszeit zum führenden sowjetischen Chirurgen im Bereich der Orthopädie wurde.

Erwähnenswert ist unter anderem auch **Eduard Steinwand** (1890–1960), der in den 1950er Jahren Professor für praktische Theologie an der Universität Erlangen wurde.

Eine faszinierende Erscheinung war der wolgadeutsche Theologe **Dr. Richard Reusch** (1891–1975), der mehr als 20 Jahre in Afrika missionierte und eine Zeitlang das Amt des Präsidenten des Lutherischen Kirchenbundes von Tansania bekleidete. Der innere Krater des Kilimandscharo in der Kibo-Kaldera trägt seit 1954 seinen Namen (Reusch-Krater). Viele Dorpater Absolventen hinterließen im geistig-kulturellen und gesellschaftspolitischen Leben der deutschen Minderheit bleibende Spuren. So war Pfarrer **Heinrich Roemmich** (1888–1980), der von August 1908 bis November 1915 (mit Unterbrechung) an der Universität studierte, maßgeblich an der Gründung der LmDR im Jahr 1950 beteiligt. Bis Ende der 1970er Jahre prägte er die Tätigkeit der Landsmannschaft, trug viel zur sozialen und kulturellen Integration seiner Landsleute bei und veröffentlichte zahlreiche Beiträge zur Geschichte, Religiosität und Kultur der Russlanddeutschen.

Die überlieferte Dorpater Akte vermittelt einige bislang unbekannt Einzelheiten über seine Studienzeit. Die aufbewahrten Qualifikationsarbeiten, etwa „Die Lehre Schopenhauers von der Verneinung des Willens und ihre Beziehung zur christlichen Moral“, lassen seine literarischen und wissenschaftlichen Qualifikationen erahnen.

Ebendies lässt sich über Pfarrer **Johannes Schleuning** (1879–1961) sagen, Absolvent der Alma mater dorpatensis 1910. In der Zwischenkriegszeit war er eine Führungspersonlichkeit unter den wolga-

bzw. russlanddeutschen Emigranten im Deutschen Reich; bis ins hohe Alter betätigte er sich aktiv publizistisch und zählte in der Bundesrepublik zu den bekanntesten Vertretern der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland.



Johannes Schleuning als Student in Dorpat

Untenstehend beginnen wir mit der Veröffentlichung kurzer Lebensläufe aller uns bekannten Studenten der Universität Dorpat aus dem kolonistischen Milieu, die sich zum guten Teil auf die Unterlagen aus dem Universitätsarchiv stützen. Darunter befinden sich viele Persönlichkeiten, die kaum bekannt sind oder überhaupt zum ersten Mal öffentlich vorgestellt werden.

Darüber hinaus planen wir die Herausgabe eines biographischen Lexikons mit einer ausführlicheren Darstellung (inkl. Urkunden- und Bildmaterial) von Schicksalen der einstigen Studenten. Zeitgenössische Personenfotos werden, soweit vorhanden, den erwähnten Akten entnommen.

Wir wären für jegliche weiterführenden Informationen und Abbildungen in Bezug auf die verzeichneten „Dorpatenser“ sehr dankbar.

Kontakt:

Dr. Viktor Krieger,
Bayerisches Kulturzentrum der Deutschen aus Russland (BKDR),
Sandstr. 20 A, 90443 Nürnberg,
Tel.: 0911-89219599,
E-Mail: V.Krieger@bkdr.de

Die Entstehung der Lutherischen Kirche in der Ukraine – Teil 2

Vom Kirchenzentrum zur Kirchenspaltung

KARL-HEINZ ULRICH

Teil 1 finden Sie im MB 07-20 auf S. 22f

Im 1. Teil berichteten wir darüber, wie die Deutsche Evangelisch-Lutherische Kirche der Ukraine (DELKU) nach der Perestrojka zur Rechtsnachfolgerin der Deutschen Lutherischen Kirche der Ukraine aus der Sowjetzeit wurde. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern (ELKB) hatte den Neubeginn und den Aufbau maßgeblich unterstützt, sowohl personell als auch finanziell. Um die Kirche langfristig von finanziellen Zuwendungen aus Bayern unabhängig zu machen, wurde beschlossen, an die zu renovierende Kirche St. Paul ein großes Gebäude mit Büros und Vortragsräumen anzubauen. Es sollte das „Deutsche Zentrum – St. Paul“ werden. In dem Gebäude mit drei Etagen sollten neben den Büros der beteiligten Partner auch Räume zur Vermietung vorgehalten werden.

Bedauerlicherweise ist es zu diesem gemeinsamen Zentrum von Kirche, Bayerischem Haus Odessa, GIZ-Odessa und Deutscher Minderheit im Zentrum Odessas nicht gekommen. Die Konstruktion dieses anspruchsvollen Projekts war von Anfang an sehr kompliziert gewesen. Viele Verhandlungen waren nötig gewesen, um die Interessen der beteiligten Partner auf ein gemeinsames Ziel hin zu vereinen. Am Anfang, ungefähr 2003, ging es um die Renovierung der Kirchenruine von St. Paul. Die ELKB hatte ein großes Interesse an dieser Renovierung. Die DELKU hätte eine solche Renovierung nicht finanzieren können. Darum wurde die Bayerische Kirche ihr Interessenvertreter bei Verhandlungen mit ukrainischen Behörden und ausländischen Geldgebern. Als es dann um den Bau eines Deutschen Zentrums ging, kamen weitere Akteure hinzu. Das Bayerische Sozialministerium hatte den Aufbau des Bayerischen Hauses in Odessa finanziert und vertrat somit dessen Interessen. Das Bundesinnenministerium in Berlin vertrat durch die Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) die Interessen der deutschen Minderheit.

In der abschließenden Planung einigte man sich darauf, dass sich neben der Lutherischen Kirche die genannten Partner maßgeblich an den Baukosten des Zentrums beteiligen. Dadurch würden sie Eigentum an der Grundfläche im Zentrum erwerben. Mit diesem Plan wäre

aber nur noch ein geringer Teil der Gesamtfläche des Zentrums zur Vermietung für die DELKU übriggeblieben. Es war absehbar, dass die Kirche mit den daraus zu erwartenden Mieteinnahmen nicht in der Lage sein würde, ihre Gemeindegemeinschaft wie geplant zu finanzieren.

Von daher ist es im Nachhinein nicht sehr verwunderlich, dass sich die DELKU ab einem gewissen Zeitpunkt insgeheim vom Gesamtplan verabschiedete. So ließ sie das Zentrum im Alleingang bei der Stadt Odessa registrieren, aber nicht als „Deutsches Zentrum-St. Paul“ sondern als „Kirchenzentrum-St. Paul“. Und sie begab sich in der Stadt sogleich auf die Suche nach potentiellen Mietern für die Räumlichkeiten im Zentrum. Im Zuge eines mühevollen Prozesses kamen die beteiligten Parteien sukzessive zu der Erkenntnis, dass die Kirche nicht mehr gewillt war, das geplante Projekt mit ihnen zu realisieren. Daraufhin klinkten sie sich aus und das BHO und die GIZ blieben in ihren Immobilien bzw. Büros in der Stadt. Sie führen ihre Arbeit bis heute dort weiter. Die deutsche Minderheit ist weiterhin Mieterin der DELKU und hat ihre Büros im Gebäude der alten Kirchenkanzlei behalten.

Weil die Kirche das Zentrum jetzt für sich allein beanspruchte, musste die ELKB die nicht unerheblichen Mittel zurückerstaten, die aus dem Bundeshaushalt geflossen waren. Der Freistaat Bayern führte seine für das Projekt vorgesehenen Mittel wieder in seinen Haushalt zurück. Die Lutherische Kirche in Bayern hat also letztendlich nicht nur die Renovierung der Kirche St. Paul sondern auch die Errichtung des Zentrums allein finanziert. Der Vorteil für DELKU und ELKB lag damit auf der Hand. Alle Mieteinnahmen aus dem Zentrum standen der DELKU allein zu und konnten ausschließlich für ihre Arbeit verwendet werden. Und die ELKB würde keine Zuschüsse mehr nach Odessa überweisen müssen.

Unter der Leitung des damaligen Bischofs (noch aus Bayern) hat die DELKU dann die Räumlichkeiten des Zentrums überwiegend an odessitische Firmen vermietet. Wie viel und wie lange aber aus den Mieteinnahmen Geld in die DELKU-Kasse geflossen ist, kann nicht mehr sicher nachvollzogen werden.

Als der neue Bischof 2014 seinen Dienst antrat, soll er schon nach kurzer Zeit gravierende Unregelmäßigkeiten in der Haushalts- und Kassenführung der Kirchenkanzlei festgestellt haben. Der dama-

lige Finanzchef der DELKU soll ihm auf Nachfrage Auskünfte darüber verweigert und die Unterlagen der Buchhaltung vorenthalten haben. Das hat zu erheblichen Auseinandersetzungen in der Kirchenkanzlei und danach auch zwischen Bischof und Kirchenleitung geführt. Warum der Sachverhalt nicht lückenlos aufgeklärt wurde und die Synode stattdessen den Bischof absetzen wollte, bleibt ungeklärt. Es ist zu vermuten, dass es mit „Parteiungen“ und „Rivalitäten“ innerhalb der DELKU zu tun hat. Solche hatte es von Anfang an gegeben. Sie waren immer eine große Belastung für die junge Kirche. Nicht wenige Mitglieder der DELKU handeln nach dem Muster des „homo sowjeticus“. D.h., man hält zu dem, der die größte Macht und die entsprechenden Mittel hat, um einen gut zu versorgen.

Bei weiteren Recherchen stieß der Bischof nachweislich bei der Registrierungsstelle der Stadt Odessa auf den Sachverhalt, dass das Kirchenzentrum nur noch zu einem ganz geringen Prozentsatz der DELKU gehörte. Die meisten Anteile hielten danach drei bei der DELKU in Odessa beschäftigte Männer. Die Einnahmen aus den Vermietungen waren nur zu einem kleinen Teil in den Haushalt der DELKU geflossen. Dennoch musste sie die laufenden Betriebskosten für das Zentrum bezahlen. Diese drei Personen wurden vom Bischof entlassen und die unrechtmäßige Registrierung wurde gerichtlich aufgehoben. Das hat zu noch größerer Konfrontation geführt, vor allem mit denjenigen, die sich bereits gegen den Bischof positioniert hatten.

Weitere Aktionen auf beiden Seiten haben in der Folge dann zum Zerwürfnis zwischen der Bayerischen Kirche und dem Bischof der DELKU geführt. Es ist zu vermuten, dass die Fronten irgendwann so verhärtet waren, dass jeder Gesichtsvorstellung befürchtete, würde er nachgegeben.

Die folgende Entwicklung ist überaus bedauerlich. Sie hat zur Spaltung der DELKU geführt. Eine bisher schon sehr kleine Kirche ist in zwei noch kleinere Kirchen atomisiert worden.

Der Bischof verfuhr ab dann nach dem Grundsatz „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich“. Auseinandersetzungen wurden und werden vor Gericht ausgetragen. Das führte zu „Enteignungen“ von Gebäuden der Gemeinden, die nicht zum Bischof gehalten hatten. Pfarrer, die nicht auf seiner Seite waren, wurden von ihm

entlassen. Dadurch hat das vorher große Ansehen der Lutherischen Kirche nicht nur bei den anderen Kirchen, sondern auch in der Bevölkerung Odessas schweren Schaden genommen. Auch das große Engagement vieler Pfarrer und anderer kirchlicher Mitarbeiter, die in all den Jahren aus Bayern in der DELKU gearbeitet hatten, wurde dadurch desavouiert.

Ob es ohne diese missliche Sache mit der Buchhaltung und dem Kirchenzentrum trotzdem zu diesem Verhalten des Bischofs gegenüber seinen Gemeinden und Mitarbeitern und damit zur Spaltung, gekommen wäre, ist schwer zu sagen. Er ist nun mal, wie so gut wie alle Gemeindeglieder der DELKU, Kind seiner Generation. Alle sind sie im Sozialismus der Sowjetunion sozialisiert worden und können nicht aus ihrer Haut. Zu fragen, ob es sinnvoll war, so bald die Leitung der Kirche in einheimische Hände zu geben, ist müßig. Aus der weltweiten Ökumene weiß man, dass es sinnvoll ist, den Aufbau junger Kirchen längerfristig zu begleiten. Es überrascht daher nicht, dass Maschewski sich dann schon sehr bald auf die Seite der „Missourier“ geschlagen hat, als er sich von den „Bayern“ verlassen fühlte. Ganz ohne die Rückendeckung eines westlichen Partners ist es auch für ihn schwer, in der Ukraine zu bestehen. Die Missourier sind eine erkonservative Lutherische Kirche aus den USA, die nicht dem Lutherischen Weltbund angehört. Er hatte schon lange gute Beziehungen zu ihnen, immerhin hatte er bei ihnen in den USA studiert.

Seine „Absetzung“ durch die Synode hat Maschewski ignoriert. Dieser Schritt hat eher zu einer Verhärtung der Fronten denn zu einer Änderung seines Selbstver-



*Die renovierte Kirche St. Paul in Odessa sollte das Zentrum für eine geeinte DELKU sein
Foto: Alex Levitsky & Dmitry Shamatazbi,
Wikimedia Commons*

ständnisses oder seines Handelns geführt. Er fühlt sich weiterhin als der rechtmäßige Bischof der rechtmäßigen DELKU. So tritt er auch in der Öffentlichkeit auf. In der Stadt Odessa ist er als solcher immer noch regulär registriert. „Seine DELKU“ präsentiert sich darum sehr selbstbewusst im Internet. Es ficht ihn auch nicht an, dass die in seinen Augen „abtrünnige“ Sy-

node eine neue DELKU gegründet, einen eigenen Bischof gewählt und diesen in Charkow installiert hat. Solange das Justizsystem der Ukraine so ist, wie es ist, wird ihn wohl kein Gericht absetzen. Und solange seine DELKU von den odessitischen Behörden als die DELKU des Ursprungs anerkannt wird, wird er unangefochten der Bischof der „Rechtsnachfolge-DELKU“ sein. Und dieser DELKU gehören demnach alle auf sie eingetragenen Immobilien, Kirchen und Gemeindehäuser, denn er hat alle Dokumente dafür in seiner Kanzlei.

Zum anderen Bischof, Pawel Schwarz, halten zwar 15 der ursprünglich 22 Gemeinden, und er hat maßgebliche deutsche und skandinavische Unterstützer auf seiner Seite, selbst den Lutherischen Weltbund. Aber es fehlen ihm die nötigen Mittel, um unabhängig von Zuwendungen anderer Kirchen sein Amt ausüben und seine Gemeinden finanzieren zu können. Denn der finanzstarke Teil der DELKU steht mit dem „Zentrum-St. Paul“ in Odessa und macht den dortigen Bischof finanziell mächtig und unabhängig.

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt wagt niemand eine Prognose abzugeben, ob dieser Konflikt jemals gelöst und es einmal eine Wiedervereinigung geben wird. Solange alle, die zu diesem Konflikt beigetragen haben, noch in ihren Ämtern sind, ist das kaum zu erwarten. Das freut sicher ganz besonders die „Missourier“, die als eindeutige Profiteure dieses Streites dastehen. Seit der Unabhängigkeit der Ukraine hatten sie vergeblich versucht, einen Fuß in deren kirchliche Landschaft zu bekommen. Mit diesem Ereignis von 2014 ist es ihnen ohne große eigene Mühe gelungen.

Der Monatsspruch für August 2020

DR. EGBERT SCHLARB,
Rauischholzhausen

Ich danke dir dafür, dass ich wunderbar gemacht bin; wunderbar sind deine Werke; das erkennt meine Seele.

Ps 139,14 (L)

Danke, dass du mich wunderbar gemacht hast – schön, wenn man das einfach mal sagen kann! Ein Dankeschön sagen für sich selbst als der Mensch, der man ist. Denn es gibt genügend Zeiten, in denen man sich in seiner Haut nicht wohl fühlt und damit, wie man aussieht, überhaupt nicht zufrieden ist.

Wie oft stehen wohl gerade heranwachsende Jungens und Mädchen am Tag vor dem Spiegel und schauen, wie diese oder

jene Frisur aussieht, laborieren an diesem oder jenem blöden Pickel herum, probieren aus, welches T-Shirt zu welcher Hose passt – und dann kommt jemand auf dem Schulhof daher und sagt: „Na, wie siehst du denn heute wieder aus!“ Schon ist alle Mühe umsonst, schrumpelt das eigene Ich zu einem Häufchen Selbstmitleid zusammen. Und das soll nicht nur Heranwachsenden so gehen, auch manche Erwachsene sind an dieser Stelle mehr als empfindsam ...

Unser Selbstwertgefühl scheint so oft von unserem äußeren Erscheinungsbild abzuhängen – viel weniger von dem, was da innen drin für eine Menschseele wohnt und was die denkt und fühlt und weiß und kann.

Danke, dass du mich wunderbar gemacht hast! Einfach mal zwischendurch laut

diesen Satz sagen – und dann den nächsten anhängen: Danke, dass du mich kennst und wirklich weißt, wer und was ich bin. Danke!

Der ganze Psalm 139 ist ja ein einziges Wundern über das, was ICH dank des Schöpfers gutem Willen bin – ist ein einziges Dankeschön für mein Dasein, dass ich gewollt bin, dass ich umgriffen, umfangen, behütet bin, dass ich nicht allein durch diese Welt stolpern muss, sondern begleitet und behütet und erkannt.

Im Danken steckt dann auch der wahre Ausdruck von Selbstwert und Selbstbewusstsein: Das Danken hat eine Adresse, ein Gegenüber, das DU Gottes. Aus dieser Beziehung bekomme ich Stärkung, Rückhalt – SELBSTbewusstsein. Das können mir andere nicht nehmen. Danke!

Absender:
Bessarabiendeutscher Verein e.V.
Florianstraße 17, 70188 Stuttgart

Kindheit

*Und wieder – nach so vielen Jahren –
befällt mich die kindische Lust,
noch einmal den Staub zu erfahren
der Straßen des Juli-August.*

*Ertasten mit fühlenden Soblen
den samtwarmen, federnden Grund
und in das Erinnern zu bolen
wie einen kostbaren Fund.*

*Die schwankenden, mühenden Wagen
im lautlos sich teilenden Sand,
in duldsam sich dehnenden Tagen,
wann hab ich das einmal gekannt?*

von Gertrud Knopp-Rüb

Aus:

Gertrud Knopp-Rüb, *Wo ich geboren bin*. Bericht über die 9. Studienreise nach Bessarabien, Stuttgart 1988. 71 Seiten. 5 EUR. Erhältlich im Buchversand des Bessarabiendeutschen Vereins.



*Staubstraße mit Weinfeldern, aufgenommen in
Bessarabien im Sommer 1966.*

Foto: Alfred Dölker, Quelle: Archiv Heimatmuseum

*Es soll Menschen geben,
die sich über Gänseblümchen in ihrem Rasen ärgern.
Du gehörst ganz bestimmt nicht dazu!
Jedenfalls wünsche ich dir viel Freude
an deiner bunten Lebenswiese!*



Ella Kattner

geborene Haller

geboren am 15. August 1930,
in Maraslienfeld, Bessarabien

feiert ihren

90. Geburtstag

Liebe Cousine Ella, ich möchte Dich überraschen
und Dir auf diesem Weg alles Gute wünschen.

Sigrid Standke, geb. Sasse

Online-Redaktion

Administrator Heinz Fieß, homepage@bessarabien.de

IMPRESSUM

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17, 70188 Stuttgart, Bundesvorsitzende: Brigitte Bornemann, Tel. (07 11) 44 00 77-0, Fax (07 11) 44 00 77-20, E-Mail: verein@bessarabien.de; Internet: www.bessarabien.de

Redaktion: Anne Seemann, Telefon 0173 / 21 58 509 (Schriftleitung); Karl-Heinz Ulrich (Kirchliches Leben)

Anschrift für Beiträge per E-Mail: redaktion@bessarabien.de, per Post an Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben). Die Redaktion behält sich Kürzungen und Zusammenfassungen vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar.

Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Geschäftsstelle des Vereins zu erhalten.

Vertrieb: Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben), Kündigung 4 Wochen zum 31. Dezember des laufenden Jahres möglich.

Druck und Versand: QUBUS media GmbH, Beckstraße 10, 30457 Hannover

Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen. Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 42,- EUR,

Mitgliedsbeitrag (Jahr) 15,- EUR, beides zusammen 50,- EUR. Mehrpreis für Auslandsversand: Luftpost 11,- EUR

Bankverbindung: BW-Bank Stuttgart, IBAN: DE 76 6005 0101 0001 2870 42, BIC: SOLADEST600

STUTTGART 

Gefördert vom Kulturamt der Stadt Stuttgart